

KT

Wir sind die Hälfte

Frauen-Erfahrungen

Herausgegeben von Carola Wolf



Kaiser Taschenbücher

Wir sind die Hälfte

Frauen-Erfahrungen

Herausgegeben
von
Carola Wolf

Chr. Kaiser

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Wir sind die Hälfte : Frauen-Erfahrungen / Carola Wolf (Hg.).

– München : Kaiser, 1990

(Kaiser-Taschenbücher ; 94)

ISBN 3-459-01875-5

NE: Wolf, Carola [Hrsg.]; GT

© 1990 Chr. Kaiser Verlag München.

Printed in Germany.

Alle Rechte vorbehalten. Abdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages. Fotokopieren nicht gestattet.

Umschlag: Ingeborg Geith, München

ISSN 0931-7732

Satz: Buch- und Offsetdruckerei Wagner, Nördlingen

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Für alle Frauen in meiner Nähe

Inhalt

Von Frau zu Frau Carola Wolf	9
GESELLSCHAFT	
Die Strukturen sind männlich	
Zuständigkeit wie gehabt? Anke Martiny	25
Managerkurs in Sachen Alltag Linde von Keyserlingk	31
Unangefochten heißt nicht konfliktlos Liselotte Funcke	37
Die Geschichte der A. S. Sevim Celebi-Gottschlich	45
Parfüm ist wie ein Ehebruch Nasrin Bassiri	47
Miß Stadtrat Hildegard Hamm-Brücher	52
Ich wollte nicht nur Opfer sein Renate Hellwig	58
Frauen sind keine Macher Eva Rühmkorf	61
Die gute Mutter Eva Jaeggi	67

Der Professor Barbara Kamprad	72
Quote ist nicht gleich Quote Carola von Braun	78
Ich lebe, um zu sein Erika Schuchardt	85

KIRCHE

Die Wirklichkeit verändert sich nur langsam	
Eine Frau kann nur der zweite Mann sein Christa Lewek	93
Das ist ein so langer Weg Susanne Kahl-Passoth	99
Ich lasse mich nicht verdrängen Rut Rohrandt	108
Immer entschieden die Männer Helga Weckerling	112
Die Frau an seiner Seite Ele Schöfthaler	114
Sie sollen nicht länger mitgemeint sein Annemarie Schönherr	119

ÖKUMENE

Frauenrechte sind Menschenrechte	
Schwestern sind nicht Brüder Reinhild Traitler	127

Das inszenierte Wunder Bärbel von Wartenberg-Potter	145
Anders Kirche sein Ines Buhofer	147
Unterstützung auf Gegenseitigkeit Barbara Green	152
Mit meinem ganzen Wesen gehöre ich meiner Kirche Anezka Ebertova	156
Konfession: Ökumenisch Anneliese Lissner	162
Bevor der Geduldsfaden reißt ... Elisabeth Raiser	165
Die Autorinnen	171
Quellennachweis	175

Von Frau zu Frau

CAROLA WOLF

»Euch wird eine Gratwanderung in Eurem Leben bevorstehen«, prophezeite uns unsere Deutschlehrerin kurz vor dem Abitur: »Wenn Ihr als Mädchen zu bescheiden und zurückhaltend seid, wird es heißen: ›Na, mit der kann man's machen.« Und wenn Ihr energisch auftrittet: ›Puh, die hat Haare auf den Zähnen.« Dazwischen müßt Ihr Euch einpendeln, und das wird nicht ganz leicht werden.« Jahrzehnte später denke ich oft an diese Worte zurück, wenn ich mal wieder am Balancieren bin. Nicht zu nachgiebig und bescheiden, aber auch nicht zu fordernd und resolut, die richtige Mischung muß es sein, heute wie einst. So scheint es jedenfalls. Daß sich gerade in den vergangenen zwei Jahrzehnten viel für die Frauen und zugunsten der Frauen verändert hat, darf nicht verschwiegen werden, wenn von Enttäuschungen und Benachteiligungen, von nicht erfüllten Wünschen und begrabenen Hoffnungen die Rede ist. Denn neben diesen Enttäuschungen und Benachteiligungen gibt es ja auch Erfolgserlebnisse ganz persönlicher Art, gibt es Bestätigung und Zufriedenheit, gibt es erreichte Ziele und durchaus erfüllbare Wünsche.

»Noch ein Frauenbuch? Das ist so nötig wie ein Kropf«, reagierte eine Bekannte und lehnte es ab, einen Beitrag für dieses Buch zu schreiben. Sie blieb ein Einzelfall. Die meisten Frauen, die ich fragte, waren bereit, ihre Erfahrungen an andere Frauen weiterzugeben. Die Idee zu diesem Buch wuchs aus einer nun zehn Jahre währenden Beschäftigung mit Frauenthemen beim Kirchentag. Viele Frauenbeiträge von Kirchentagen waren bisher unveröffentlicht geblieben, und es schien richtig zu sein, sie in einem Band zusammenzufassen. Bei der ersten Sichtung der Manuskripte stellte sich freilich heraus, daß nicht jedes Manuskript über die Jahre des Liegenlassens hinweg seinen Wert behalten hatte.

So entstand der Gedanke, einige Manuskripte von gehaltenen Reden mit Beiträgen zu kombinieren, die aus dem heutigen Erfahrungsfeld von Frauen stammen, meist von Frauen, die in irgendeiner Verbindung zum Deutschen Evangelischen Kirchentag stehen. Es sind Einzelerfahrungen und Einzelerlebnisse, und es wäre unschwer möglich, den Beweis anzutreten, daß es auch ganz andere berichtenswerte Frauenerfahrungen gibt, etwa von ganz alten oder ganz jungen Frauen, von nicht erfolgreichen, von arbeitslosen und von kranken Frauen, von Frauen, denen das Schicksal mehr mitgespielt hat, die ausgebeutet, erniedrigt und verzweifelt sind.

Mir schien es aber, daß in einer Periode, in der »die Zeiten für Frauen härter geworden sind«, wie unlängst öffentlich festgestellt wurde, kleine Ermutigungen und Hoffnungszeichen angebracht sein könnten. Als ich an die Autorinnen schrieb, befand ich mich selbst gerade in einer Phase tiefer Enttäuschung, fühlte mich Ungerechtigkeiten ausgesetzt, gegen die ich wehrlos war und litt zudem unter dem schlechten Stil, vor Entscheidungen gestellt worden zu sein, an deren Zustandekommen ich nicht beteiligt war. Als die ersten Beiträge eintrafen, las ich sie mit wachsender Spannung. Mich haben sie getröstet, obwohl sie keine Patentrezepte enthielten. Aber ich begriff auf einmal ganz existentiell, daß ich keine Einzelfrau und damit auch kein Einzelfall bin, sondern daß andere, auch scheinbar sehr erfolgreiche Frauen ähnliche enttäuschende Erlebnisse gemacht haben und machen. Ich begriff, daß die Eigenart und vielleicht auch die Eigenheiten von Frauen manchen Menschen fremd und bedrohlich erscheinen können. Auf die noch heute notwendige Gratwanderung sollten wir Frauen uns tunlichst vorbereiten, und es empfiehlt sich, Sicherungen einzubauen. Ein Schritt vom Wege kann verhängnisvoll sein. Mir ist aber auch deutlich geworden, daß es mittlerweile ein Netz von Frauen gibt, das einen auffangen kann. Dieses Bewußtsein von wachsender Solidarität unter Frauen hat mich gestärkt.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß Frauen sich auf den Weg in die Öffentlichkeit machten, durch Instanzen, Ämter und Stellenpläne. Als wir uns beim Kirchentag zum erstenmal an ein Frauenforum, in Hamburg 1981, heranwagten, waren Widerstände gegen dieses Vorhaben nicht nur bei Männern abzubauen. Wir machten die Erfahrung, daß zwar der Wunsch nach einer großen Frauenveranstaltung vorhanden, aber der Mut, sie mitzugestalten und damit aus der Anonymität herauszutreten, gering war. Um das Gespräch in kleinen Gruppen in einer großen Halle zu ermöglichen, bedurfte es noch eigens dafür ausgebildeter Gesprächsleiterinnen, und selbst unter deren behutsamer Gesprächsführung äußerten sich viele Frauen gar nicht oder höchst zögerlich. Fast übereinstimmend erklärten aber später alle befragten Frauen, daß das Beieinander in einem eintägigen Frauenforum für sie ein großes Erlebnis und eine Ermutigung gewesen sei. Es entstand damals eine Art euphorischer Grundstimmung, und ich erinnere mich noch, daß ich mir zwei Jahre später, als wir für den Kirchentag in Hannover 1983 wieder ein Frauenforum vorbereiteten, die allgemeine Entzündung in der Vorbereitungsgruppe zuzog, als ich freimütig erklärte, daß ich Frauen nicht nur deshalb sympathisch finden könne, weil sie Frauen seien. Eine Bekannte berichtete neulich, die größten Enttäuschungen in ihrem Leben seien ihr stets von Frauen zugefügt worden. Man kann das wahrscheinlich nicht verallgemeinern, aber es erscheint mir wichtig festzustellen, daß es auch unter Frauen Machtkämpfe und massive Auseinandersetzungen gibt und daß Solidarität unter Frauen nicht von vornherein als gegeben vorausgesetzt werden kann.

In dem Maße, in dem Frauen in den vergangenen Jahrzehnten Selbständigkeit einklagten und zur Übernahme von Verantwortung bereit waren, in dem Maße also, in dem sie sich in die Öffentlichkeit begaben, setzten sie sich zugleich auch Verletzungen und Verwundungen aus. Die Konkurrenz auf dem freien Felde hob die Schonung auf, schuf realistische

Alltags- und Wettkampfbedingungen. Ich behaupte, daß Frauen, die in öffentlichen und verantwortlichen Positionen in Kirche und auch in der Gesellschaft tätig sind und die sich stets in der Minderzahl gegenüber Männern befinden, zunächst gezwungen werden, sich auf die männlichen Verhaltensformen einzustellen und sich ihnen mehr oder weniger anzupassen, ehe es ihnen gelingt, einen eigenen Stil zu finden. In dieser Übergangszeit verdrängen viele Frauen ihre Eigenschaften. Das führt dann immer wieder zur Kritik der nicht mitkonkurrierenden Schwestern. Die Vorwürfe von Frauen gegen Frauen reichen von nachgemachtem männlichen Machtstreben zu krankhaftem Ehrgeiz und andererseits von unangebrachter Bescheidenheit bis zu Weltfremdheit. Die viel beschworene Solidarität unter den Frauen funktioniert also nicht immer. Ich erinnere mich an lebhaft und lautstarke Auseinandersetzungen bei den Vorbereitungen zum Kirchentag in Hannover, wenn ich die Kirchentage dieser Jahre als Wegemarken heranziehe. Aber wir lernten damals, wenn auch schmerzlich und nicht ohne Enttäuschungen, daß wir auch als Frauen verschieden sind und sein werden und daß diese Verschiedenheit nichts aussagt über Können und Nichtkönnen, über Erfolg und Nichterfolg.

Wir lernten voneinander. Wir entwickelten Durchsetzungsstrategien, wir kopierten nicht mehr nur andere, sondern fanden in zunehmendem Maße zu uns selbst. Heute melden wir uns rechtzeitig bei Diskussionen zu Wort und nicht erst in dem Augenblick, in dem die Rednerliste geschlossen wird. Wir stehen zu unseren Vorschlägen und überlassen die Urheberrechte nicht widerspruchslos anderen. Wir wagen einander zu widersprechen, ohne gleich langanhaltende Feindschaft als Folge fürchten zu müssen. Wir ziehen gegen Ungerechtigkeiten zu Feld, kämpfen um Rechte, lassen uns nicht mit Ausreden beschwichtigen – allerdings gelingt uns das für andere in der Regel besser als für uns selbst. Die Sicherheit, die uns allmählich zugewachsen ist oder zuwächst, hat uns Frauen freier gemacht, uns selbst zu erkennen in all unseren Stärken und Schwächen. Sie hat uns frei gemacht, uns in unserer Verschiedenheit zu achten,

Gegensätze untereinander auszuhalten und auch Streit nicht zu scheuen. So wuchs langsam eine neue Art von Solidarität unter Frauen, nicht kritiklose Annahme, aber verständnisvolle Begleitung.

Nun könnte man annehmen, aus der Solidarität unter Frauen, aus dem Gefühl der Toleranz und dem Bewußtsein der eigenen Stärke erwachsen Kräfte, die zur Gesellschaftsveränderung beitragen und entscheidende neue Impulse für die Wertediskussion vermitteln könnten. Aber unter den Frauen, nicht nur in Deutschland West und in Deutschland Ost, machen sich in zunehmendem Maße Resignation und Müdigkeit breit. Der Prozeß der Veränderungen ist mühsam, die kleinen Schritte zehren die Kräfte unnötig auf, der Weg zur Gleichberechtigung ist steinig, das Ziel nicht zu sehen, ja selbst die Etappenziele noch immer nicht überall erreicht. Der bloßen Forderung nach Frauenbeteiligung auch in Entscheidungsgremien folgt nun, nachdem alle Ermahnungen und Aufrufe nichts oder nicht viel nutzten, die Regelung per Quote. Nach einigen Parteien und Institutionen hat sich auch die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland bei ihrer Novembersitzung 1989 in Bad Krozingen dazu durchgerungen, sich auf eine vierzigprozentige Beteiligung von Frauen in Leitungs- und Verantwortungsgremien innerhalb eines Zeitraums von zehn Jahren verpflichten zu lassen. Es könnte sich also einiges verändern in nächster Zeit. Aber zugleich ziehen sich Frauen zurück, stellen sich nicht für Ämter und Dienste zur Verfügung, weil sie mutlos geworden sind.

Es gibt keinen Zweifel: auch wenn wir mehr als die Hälfte sind, leben wir in Deutschland, und das betrifft die Bundesrepublik und die DDR in gleicher Weise, als Minderheit in einer Männergesellschaft. Frauen mit Macht erfahren weiterhin auch Ohnmacht, wie klein ihre Handlungsspielräume sind. Die gesellschaftlichen Strukturen sind auf Männer bezogen, Frauen können sich diesen Strukturen anpassen oder sich ihnen entziehen, aber sie können sie in den wenigsten

Fällen verändern. Frauen sind in dieser Gesellschaft gefragt, wenn Not am Mann ist, aber sie erweisen sich als überflüssig, wenn Männer sich wieder selbst genug sind. Ein gutes oder besser schlechtes Beispiel dafür ist die politische Wende in der DDR. Sie hätte alle Chancen gehabt, hüben und drüben auch eine gesellschaftliche Wende zu beschleunigen. Frauen hatten in der DDR zunächst den Ton angegeben und Mut gemacht für Veränderungen. Aber nun sind wieder Macht und Einfluß gefragt, Profit und laute Stimmen. Wer nimmt in einer solchen Zeit schon Rücksicht auf Gefühle, wer hört die leiseren Töne? Bewährtes muß her, denn wer kann schon garantieren, daß sich etwas verändert und zugleich verbessert, wenn Frauen künftig mehr Verantwortung übernehmen würden? Also bleiben wieder die Frauen auf der Strecke. Sie werden als erste arbeitslos werden, sie werden sich aus der Verantwortung zurückziehen müssen. Wie es dann mit der Solidarität unter Frauen bestellt sein wird, zwischen den Frauen, die in der Öffentlichkeit bleiben und denen im Verborgenen, den erfolgreichen und den scheinbar erfolglosen, das wird die Zukunft zeigen müssen.

Zurück zu diesem Buch. 26 Frauen haben von ihren ganz persönlichen Erfahrungen geschrieben: als Mutter, als Berufstätige in der Kirche, in der Gesellschaft, Ausländerinnen haben von Ausgrenzungen berichtet und von Unterdrückung, aber auch von Zeichen der Hoffnung und der Verge-
wissenung. So verschieden ihrer aller Leben bisher verlaufen ist: ich meinte, trotzdem viele Gemeinsamkeiten, manche Parallelen zu entdecken. Erfahrungen leiten sich immer aus fast zufälligen, alltäglichen Begebenheiten ab. Oft kamen die Anstöße von außen, oft war das Zutrauen anderer größer als das eigene Selbstvertrauen. Oft ließ sich erst etwas verbessern, wenn andere mithalfen. Fast immer waren es die kleinen Schritte, die weiterführten. Ich habe mich gefragt, ob wir vielleicht zu ungeduldig sind, wenn wir jetzt auf sichtbare Veränderungen drängen, wenn wir für größere Rechte für Frauen eintreten, wenn wir Frauen ermutigen, mehr

Selbstbewußtsein und Widerstandskraft zu entwickeln. Und ob wir uns nicht mit den kleinen Schritten auch weiterhin zufrieden geben sollten, die uns vielleicht doch eines Tages in eine andere, gleichberechtigtere Zukunft führen. Aber dann habe ich mir ins Bewußtsein gerufen, wie wenig es war, was sich in den vergangenen Jahrzehnten für Frauen verändert hat, obwohl wir immer und immer gemahnt haben. Ich glaube deshalb, daß wir nicht nachlassen sollen in unseren Bemühungen, ja, daß wir uns mehr als bisher zusammentun müssen, nicht nur, um für uns, aber auch, um für die nächsten Frauengenerationen etwas zu erreichen. Weibliche Denk- und Handlungsweisen müssen in zunehmendem Maße unser Tun mitbestimmen und werden dann zwangsläufig zu Veränderungen in Kirche und Gesellschaft führen. Die gegenseitige Achtung von Männern und Frauen muß größer werden als Mißtrauen und Angst.

In einem Frauenbuch geht es nicht nur um die Frauen, sondern immer auch um die Männer. »Solange die Regeln patriarchalischer Ordnung von Frauen und Männern fraglos hingenommen wurden und als Selbstverständlichkeiten galten, verstand man sich auf der Basis akzeptierter Ungleichheit: hier die Herrschenden, da die Dienenden«, heißt es in einer zur Vorbereitung der EKD-Synode 1989 erschienenen Publikation zum Thema »Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche«. Und weiter: »Aufbruch der Frauen aus jener Ordnung der Abhängigkeit rüttelt am Selbstbild und am Selbstverständnis von Männern. Am tiefsten sind dabei nicht diejenigen Männer irritiert, die unbeirrt und trotzig ihr Patriarchat verteidigen, sondern jene, die von der Notwendigkeit einer Neugestaltung der Beziehungen zwischen Frauen und Männern überzeugt sind und sie aktiv mittragen wollen. Sie müssen nicht nur in sich selbst den Konflikt zwischen alten Einstellungen und neuen Einsichten austragen; sie machen auch die Erfahrung, daß ihre gut gemeinten Schritte auf die »neuen Frauen« zu von diesen mit Skepsis oder Mißtrauen beantwortet und als Ausdruck

männlicher Grundhaltungen gedeutet werden, von denen diese Männer sich schon meinen gelöst zu haben.« Der dies schrieb, ist ein Mann. Einer der wenigen, die mir begegnet sind, die selbstkritisch und selbstbewußt zugleich versuchen, den Gründen für das sich verändernde Verhältnis zwischen Frauen und Männern auf die Spur zu kommen.

Denn mit dem Maße, in dem Frauen zu mehr Rechten kommen, verringert sich scheinbar automatisch der Einfluß der Männer. Der Machtverlust, der damit erfolgt, beunruhigt die Männer zunehmend. »Ich habe immer an den Frauen das bewundert, was ich nicht hatte und haben konnte«, sagt ein Mann. Aber er fügt nicht – ebenso offen – hinzu: »Wenn Frauen dasselbe machen wie ich, dann beunruhigt mich das.« Vieles bleibt gegenwärtig unausgesprochen zwischen Frauen und Männern. Eine Ursache dafür ist, daß Männer nicht darüber mit Männern so sprechen, wie Frauen das Sprechen mit Frauen gelernt haben. Unsere Männergesellschaft, unsere Männerkirche haben patriarchale Strukturen geschaffen. Männern steht Macht zu. Arbeitsteilung, Verantwortungsteilung, Entscheidungsteilung, so plausibel sie im Einzelfall auch erscheinen mögen, bedeuten Machtverlust, Verlust an Ansehen. Das macht Männern Angst. Sie genießen sich voreinander. Es fehlt ihnen an Phantasie, sich auch eine andere Art zu leben vorstellen zu können. Noch erreichen sie die Argumente nicht, die besagen, daß Männer nicht nur abgeben müssen, sondern auch hinzugewinnen können, wenn sie bereit sind, Arbeit, Verantwortung und auch Macht mit Frauen zu teilen. Es verändert sich etwas, wenn Frauen mitreden und mitentscheiden. Es gibt andere Argumente, andere Lösungsmodelle, andere Zugänge zu Problemen. Unter Männern gibt es mittlerweile viele, die die angestammte Art zu leben nicht mehr ohne weiteres als die einzige Möglichkeit ansehen, ihr Leben zu gestalten. Eigentlich müßte aus einer neuen Gemeinschaft zwischen Frauen und Männern nur Gutes erwachsen, für Frauen als auch für Männer. Aber Barrieren von Vorurteilen stehen bislang noch wirklichen Veränderungen im Wege. »In der Konfrontation mit der ›neuen‹ Frau bleibt dem Mann letzt-

lich gar nichts anderes übrig, als sich seinen eigenen Widersprüchen zu stellen«, heißt es in dem Vorbereitungsheft für die EKD-Synode. »Er meint es gut und fühlt sich mißverstanden; er ärgert sich über die Frauen mit ihren Ansprüchen, ihren Ideen und Deutungen; er möchte aufbegehren und traut sich nicht; er weiß nicht einmal mehr, wie ehrlich er es selbst mit seinen neuen Einstellungen und Verhaltensweisen meint. So wird er immer unsicherer im Umgang mit Frauen und mit sich selbst.«

Die Defizite in der Gesellschaft treffen auch auf die Kirche zu und umgekehrt. Auf dem Katholikentag 1990 beklagte die ehemalige Berliner Schulsenatorin Hanna-Renate Laurien temperamentvoll die Hintansetzung von Frauen auch in ihrer Kirche und forderte, daß alle Posten, die mit Laien besetzt werden könnten, fortan Frauen angeboten werden sollten bis die gleiche Berücksichtigung von Frauen und Männern selbstverständlich geworden sei. Was für die katholische Kirche in den Bereich des Möglichen rückt, sollte in der evangelischen Kirche schon längst realisiert worden sein. Aber der Weg dahin ist weit und steinig. Gerade erst hat im Kirchenamt der EKD in Hannover die erste vollgleichberechtigte Oberkirchenrätin ihren Dienst aufgenommen. Es gibt Werke und Verbände, darunter das Diakonische Werk, bei denen keine einzige Frau Verantwortung auf Leitungsebene trägt. Ja, es wird bis heute sogar noch an der Verweigerung der Frauenordination in einer Landeskirche festgehalten. Es gibt in Deutschland bislang keinen Lehrstuhl für feministische Theologie, es gibt nur männliche Vorsteher von Diakonissenhäusern, und die Aufzählung ließe sich beliebig verlängern. Ärger bereitet es inzwischen nicht nur Frauen, daß von den Einsparungsmaßnahmen im Rahmen der Kirche vorwiegend Frauen betroffen sind. Ärger bereitet auch die Tatsache, daß in der evangelischen Kirche 78 Prozent der ehrenamtlich Tätigen Frauen sind, in den Kirchenleitungen aber die Männer mit 94,5 Prozent und in den landeskirchlichen Ausschüssen sogar mit 96 Prozent do-

Diak
Werk
49
Leitg

78%
Leitg
amt
94,5%
Leitg

minieren. Von der Ökumene beklagt Elisabeth Raiser: »Auch auf dem Weg des konziliaren Prozesses leiten und entscheiden mehrheitlich Männer, wandern als Fußvolk mehrheitlich Frauen. Es ist kein Geheimnis, daß in den ›höheren Rängen‹ des konziliaren Prozesses der Anteil von Frauen ihrem tatsächlichen Engagement in keiner Weise entspricht. Frauen geben aber oft die entscheidenden Impulse.«

EKD
1979
Gal
2.08

Im Abstand von zehn Jahren hat sich die evangelische Kirche zweimal dem Frauenthema gestellt. Die Studie »Die Frau in Familie, Kirche und Gesellschaft« von 1979 ist heute noch von bestürzender Aktualität. Grundsätzlich geändert hat sich seit damals wenig. Ich wehre mich gegen den Vorwurf, daß die Frauen daran schuld seien, weil sie nicht nachhaltiger gemahnt und leidenschaftlicher gekämpft hätten. Mir wird vielmehr immer mehr bewußt, wie schwierig es ist, sich aus Unterdrückung und Bevormundung zu befreien und Selbstbewußtsein und Durchsetzungsvermögen zu gewinnen. Ich wünschte mir, daß da, wo Gesellschaft noch ihre Defizite hat, Kirche mutiger als bisher Rechte für die Frauen einforderte, die ja nach Galater 3,28 den Männern gleichgestellt sind. Ich wünschte mir, daß unsere evangelische Kirche in ihrem Bereich Raum freigäbe für die Verwirklichung der Gemeinschaft von Frauen und Männern. Frauenrechte sind Menschenrechte. Für sie zu kämpfen, muß zur lohnenden Aufgabe werden.

Schuld
bek.
Männ
arbeit

Die Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland hat in einem Votum 1989 festgestellt: »Wir sind Erben und Nutznießer einer jahrhundertelangen Geschichte der Herrschaft von Männern über Frauen. Wir begreifen allmählich, daß wir deshalb auch Anteil haben an einer langen Gewalttradition, als deren Repräsentanten wir immer auch angesehen werden, selbst wenn wir uns als einzelne davon lossagen und uns individuell keine Gewaltsamkeiten vorwerfen müssen. Die Strukturen unseres Verhaltens untereinander sind aber weithin von offener oder verdeckter Gewaltsamkeit geprägt. Wir können nicht leugnen, daß die Ge-

schichte patriarchalischer Unterdrückung auch in christliche Traditionen zurückreicht und müssen uns beschämt eingestehen, wie viele Rechtfertigungen des Unrechts gegenüber Frauen eingewoben sind in die Auslegung biblischer Texte und in die gelebte Praxis christlichen Glaubens. Die Kirche hat in ihrer Verkündigung Angstphantasien und Dämonisierungen beschworen und dadurch Frauen verächtlich gemacht und verteufelt. Diese Geschichte wirkt noch fort in der sprachlichen Diskriminierung von Frauen und unterläßt auch im alltäglichen Umgang bleibende Verletzungen.« Und weiter: »Wir hoffen und wünschen uns, daß der Weg der Emanzipation der Frauen unumkehrbar ist. Daraus erwächst zugleich die Verpflichtung, gegenläufigen Bestrebungen zu widerstehen und im kirchlichen und politischen Leben für die volle Gleichstellung von Frauen Partei zu ergreifen, weil wir als Männer in der Kirche dem herrschaftskritischen und befreienden Evangelium Jesu Christi verpflichtet sind. Seinem Anspruch sind wir ausgesetzt.«

Anderswo, in Europa und in der übrigen Welt, gibt es sicher auch unterschiedliche Erfahrungen. Frauen haben in Mittel- und Südamerika den Mut gehabt, auf die Straße zu gehen und gegen die Diktatur und die Verletzung der Menschenrechte zu protestieren. Frauen haben in langen Märschen Kinder und Alte in die Flüchtlingslager gebracht und ihnen so eine Chance zum Überleben gesichert. Frauen versuchen, Hunger zu stillen, aus Ruinen Neues aufzubauen. Frauen halten im Libanon zusammen, was durch sinnlose Kämpfe zerstört wird. Frauen halten viel aus. Auch aus unserer eigenen Geschichte gibt es dafür eindrucksvolle Beispiele. »Meine Frau hat den beruflichen Rückschlag leichter überstanden als ich. Ich habe einen Herzinfarkt bekommen«, berichtet ein Mann. Frauen machen Mut, bewahren und erneuern. Sie halten sogar aus, diskriminiert zu werden und trotzdem ihre Würde zu behalten, wie sie in vielen Ländern auch heute noch immer wieder beweisen. Auch Schwestern lernen allmählich von Schwestern, über alle Grenzen hin-

→
Korn
pfeiler
Fluß
Aushalt
Leida

weg. Sie kommen sich trotz Entfernungen nahe. Die Suche nach der eigenen Identität verbindet sie. Aus der Aufarbeitung von Frauengeschichte entstehen Konzepte für die Zukunft.

Die Zukunft wird nur menschlicher werden, als es unsere Gegenwart ist, wenn sie von Frauen und Männern gemeinsam gestaltet werden wird. Diese große gemeinsame Aufgabe muß vorbereitet werden, Verständnis muß füreinander wachsen, Achtung voreinander entstehen, Mißtrauen und Ängste müssen abgebaut werden. Dazu bedarf es gewiß von Zeit zu Zeit großer und auch spektakulärer Veranstaltungen wie Kirchentagen oder Synoden, aber es bedarf dazu auch vieler Kleingespräche zwischen Frauen und Männern, bei denen Streit nicht unterdrückt werden darf. Es muß darüber gesprochen werden, was Frauen an Männern und Männer an Frauen stört. Es muß darüber gesprochen werden, warum es eine funktionierende und auch eine nicht immer funktionierende Solidarität unter Frauen und wahrscheinlich auch unter Männern gibt. An Gelegenheiten zu diesen Gesprächen mangelt es noch immer auf vielen Ebenen. Wir müssen schlichtweg alle miteinander begreifen, daß Verschiedenheit in der Gleichheit möglich ist, daß wir uns gegenseitig ergänzen und nicht lähmen, daß in der Gemeinsamkeit auch ungeahnte Chancen für die einzelne oder den einzelnen liegen. Für eine Übergangszeit können das Frauen und Männer unter sich besprechen, aber dies darf nicht zum Dauerzustand werden.

Ich wünsche mir, daß Herrschaftsstrukturen auch im menschlichen Bereich abgebaut werden. Ich wünsche mir, daß gleiches Recht nicht nur für alle Menschen, sondern auch für beide Geschlechter gilt. Ich wünsche mir, daß die Begabungen von Frauen entdeckt werden. Ich wünsche mir, daß Frauen sie nutzen und daß sie ihre Arbeit in ihrem eigenen Namen tun können. Ich wünsche mir Anerkennung und Gleichberechtigung für Frauen, Toleranz gegenüber anderen Ansichten, Konzepte, die nicht aufs neue Druck und Unterwerfung zur Folge haben. Ich wünsche mir einen lebhaften und offenen Dialog mit Männern. Ich wünsche mir

Verzicht auf Privilegien und die Bereitschaft zum Teilen. Ich wünsche mir, daß Frauen sich nicht zurückziehen und Männer nicht auftrumpfen. Ich wünsche mir, daß die Geduld der Frauen nicht länger die Stärke der Männer ist, aber ich wünsche mir auch, daß sich dies nicht eines Tages ins Gegenteil umkehrt. Ich wünsche mir für die Zukunft eine Gesellschaft, die Frauen mitgestalten und in der es menschlichere Strukturen geben wird. Und ich wünsche mir eine Kirche, die nicht nachvollzieht, was sich anderswo schon vollzogen hat, sondern die mit mutigen Beispielen vorangeht in dem Wissen, daß die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche durch Gottes Handeln gegeben ist: Gott schuf den Menschen als Frau und Mann, beide in gleicher Weise als sein Ebenbild (1. Mose 1). In der urchristlichen Taufverkündigung wird Mann und Frau das Einssein in Christus als der Beginn und das Ziel einer neuen Gemeinschaft zugesagt.

GESELLSCHAFT

Die Strukturen sind männlich

Zuständigkeit wie gehabt?

"Wir sind die Hälfte"

Dr. ANKE MARTINY

1939, Senatorin Berlin "Kultur"

"Wer nicht kämpft, hat schon verloren!"

Wer redet zur Zeit von Frauen? Wir Frauen. – Wo sprechen Frauen zur allgemeinen Lage? Fehlanzeige. Gerade ist wieder einmal »Zeit für Männer«. Frauen sind ausgeblendet aus der Wahrnehmung. Ausgelöst durch Gorbatschows Reformpolitik haben sich die Rahmenbedingungen, unter denen wir Politik machen, grundlegend geändert. Und dies ruft Staatsmänner mit konzeptionellem Weitblick auf den Plan, Politiker mit Grundsätzen und Festigkeit, Praktiker, »Macher« – Männer eben. Daß Frauen ihren konzeptionellen Weitblick ebenso einzubringen hätten, daß sie Grundsätze und Festigkeit haben – aus Erfahrung wissen wir: oft mehr als Männer! –, daß sie praktisch begabt sind, alles dies wird zur Zeit nicht nachgefragt.

Die Zeit, als bei den regelmäßigen Demonstrationen in der DDR Frauen und Männer in gleicher Weise die gesellschaftlichen Entwicklungen vorantrieben, in der Mütter kleiner Kinder und selbständige Frauen in aussichtsreicher beruflicher Position ihre Sicherheiten zugunsten einer Übersiedlung ins Ungewisse – eine Zeit, wo es bei den übersiedelten Familien so schien, als seien die Ehefrauen die treibende Kraft beim entscheidenden Schritt gewesen – diese Zeit scheint vorbei. Der Prozeß der gesellschaftlichen Umgestaltung vollzieht sich ähnlich wie schon bei der Französischen Revolution: In der akuten gesellschaftlichen und sozialen Konfliktsituation tragen Frauen ihren angemessenen Anteil, nämlich die Hälfte; stellt sich wiederum eine Ordnung ein, dann haben die Männer das Sagen. Das Weibliche wird ausgeblendet.

Dies wäre nicht so schlimm, wenn die neuzuschaffenden Regelungen die Interessen der Frauen angemessen berücksichtigten. Aus der Erfahrung der Nachkriegszeit in der Bundesrepublik wissen wir aber, daß dies nicht so ist, son-

dern daß Rückschritte drohen. Lange hatten wir Frauen in der Bundesrepublik gedacht, unsere Schwestern jenseits von Mauer und Stacheldraht seien besser dran als wir: Bessere Kinderversorgung, leichter Zugang zu beruflicher Qualifikation, selbstverständlichere Beteiligung an der Macht. Nun stellt sich heraus, daß dies – wie vieles andere – ein Trugschluß war: Die berufliche Beletage war ihnen genauso verschlossen wie uns; wirkliche Macht wurde woanders und durch andere ausgeübt, und die Doppelbelastungen als erwerbstätige Mütter waren womöglich noch größer als bei uns. Kaum zeichnen sich nun die ersten privatwirtschaftlichen Organisationsformen ab, da werden die Leistungen in Frage gestellt, die wir uns hier in der Bundesrepublik zum Vorbild nahmen: staatliche Leistungen für Kinderbetreuung und andere Leistungen für berufstätige Mütter.

Wie vom Erdboden verschluckt

Zwei Aspekte stören mich bei diesen Beobachtungen besonders. Der erste: Wie rasch schlagen Phasen des Aufbruchs, in denen Frauen eine wichtige Rolle spielen, wo sie ihren Mut, ihren Weitblick, ihr Augenmaß, ihre Entschlußfreudigkeit, ihre Konsequenz beweisen, um in solche der wiederum etablierten Ordnung, in denen Frauen wie vom Erdboden verschluckt erscheinen. Es bleibt auch in den neunziger Jahren dieses Jahrhunderts dabei: Die Strukturen unserer Gesellschaft sind fast ausnahmslos männlich, weibliche Gegenentwürfe werden nicht wahrgenommen, nicht aufgegriffen, ignoriert, und weiblicher Einfluß reicht nicht aus, in Umbruchphasen andere Strukturen durchzusetzen. Aus meiner eigenen politischen Erfahrung weiß ich, daß es eher gelingt, in Phasen gesellschaftlicher Stabilität durch langsame Umstrukturierung Vorteile für Frauen zu erreichen. Aber ich habe insgeheim immer gehofft, daß es auch anders ginge. Allerdings legt der Berliner Senat mit seiner Frauenmehrheit ein beschleunigtes Tempo vor.

Der zweite Aspekt: Jene höflichen Zuwendungen bei Re-

den – »Meine sehr verehrten Damen, meine Herren!« –, sind immer noch und immer wieder nichts weiter als Formen der Höflichkeit. Über die sachliche Wertschätzung der angesprochenen Frauen sagen sie nichts aus. Im Gegenteil: Diese Höflichkeiten verschleiern die Realität, nach der Frauen nach wie vor eher nicht gemeint sind, sondern wo Männer Männer ansprechen. Zum Beispiel diskutierten in der zweiten Hälfte des Jahres 1989 in der Westberliner Akademie der Künste ausschließlich Männer auf einem Podium über die Französische Revolution und ihre Folgen; eine weitere Diskussion im März 1990 zum Thema »Nachdenken über Deutschland« versammelte erneut nur Männer – und wenn nicht ich und andere Frauen in vergleichbaren Positionen quasi »von Amts wegen« viele Veranstaltungen zu bestreiten hätten, würden hierzulande noch weit mehr Diskussionen ausschließlich von Männern geführt. Über die Männerdiskussionen berichten dann auch nur Männer in den Medien, und in der Folge der Ereignisse berufen sich erneut Männer wieder auf Männer. So bleibt es bei dem Bild: die Öffentlichkeit ist männlich, die Privatheit weiblich.

So weit, so schlimm. Aber es kommt noch schlimmer. Denn dem Grad der Schwierigkeit, am öffentlichen Diskussionsprozeß über gesellschaftlich relevante Fragen beteiligt zu werden, entspricht auf der anderen Seite die Unerbittlichkeit, mit der von Frauen, die in machtvollen Positionen gelangt sind, schlüssige und wegweisende Konzeptionen verlangt werden. Ich habe die Interims-Wirtschaftsministerin der DDR, Professor Dr. Christa Luft, nie getroffen und maße mir kein Urteil über ihre berufliche Qualifikation an. Eines aber weiß ich: Kein Ökonom auf der ganzen Welt hat derzeit eine überzeugende, praktikable Lösung parat, wie ein staatskapitalistisches Wirtschaftssystem rasch und ohne Zusammenbruch der Strukturen in eine sozial- und umweltorientierte Marktwirtschaft überführt werden kann. An keinen Mann habe ich eine solche Forderung auch stellen hören – an Christa Luft sehr wohl: Sie soll »nun endlich« sagen, wie sie sich die Lösung der Wirtschaftsmisere vorstellt!

Diese Erfahrung habe ich auch gemacht: Kaum war ich

zur Kultursenatorin gewählt, als ich auch schon bohrend gedrängt wurde, den Stellenwert der Kultur in unserer Gesellschaft präzise zu benennen und eine kulturpolitische Konzeption für Westberlin vorzustellen – natürlich nicht autoritär, schließlich erwartet man von uns Frauen ja auch einen anderen Führungsstil, bitte auch nicht verschwommen, sondern demokratisch legitimiert und genau und für alle Interessenten überzeugend.

Männerarbeit und Frauenzeit

Ein weiteres Problem beschäftigt mich zunehmend, und ich vermute, daß es sich für Frauen und Männer unterschiedlich darstellt: Der Umgang mit und die Erfahrung von Zeit. Wir erleben es alle täglich: Männerzeit ist knapp und kostbar. »Time is money!« ist ein Spruch, der für Männer gilt. Entscheidungskräftige Männer in entscheidungsrelevanten Positionen entscheiden immer schnell und sind ständig unter Entscheidungsdruck: die raschesten Verkehrsmittel müssen ihnen zur Verfügung stehen, keine ihrer kostbaren Minuten darf »verschwendet« werden. Ganz logisch, daß diese Männer wenig Zeit haben für ihre Familie, für ihr Privatleben und für Hobbies. Berufliche Erfordernisse, die sogenannten Sachzwänge, teilen die Männerzeit ein.

Hingegen die Zeit der Frauen: Sie ist organisch angelegt. Wenn »ihre Zeit kommt« gebären Frauen, und etwas Neues ist da. Frauenzeit gibt es scheinbar unbegrenzt, und grenzenlose Zuwendung – also weder qualitativ noch quantitativ begrenzt – wird von uns Frauen als Geliebten, als Mütter verlangt. Beruflich ist Frauenzeit wenig wert, sie darf auch ruhig einförmig vergehen, denn »die Frauen wollen das so, sie unterhalten sich dabei«, wie Fachmänner sagen. Angeblich wollen wir, was über uns bestimmt wird: Die Fließbandarbeit, die Leichtlohngruppe, die ungesicherten 470-Mark-Arbeitsverhältnisse, die Doppelbelastung.

Ich bin mir nicht sicher, ob man wird nachweisen können, daß Männerzeit und Frauenzeit tatsächlich unterschiedliche

Dimensionen haben. Für mich selbst weiß ich allerdings, daß ich trotz starker beruflicher Beanspruchung seit annähernd zwanzig Jahren mit meiner Zeit anders umgehe, als ich dies an Männern in meiner Nähe beobachtet habe und beobachte. Ich bemühe mich – sicher nicht ausreichend, aber in der Tendenz doch spürbar – einerseits um meine Familie und meine Freunde, widme ihnen Zeit, soviel ich immer kann. Zum anderen ringe ich darum, ein ganzer Mensch bleiben zu können und nicht zum stets wie geschmiert funktionierenden Polit-Roboter zu verkümmern. So pflege ich meine kreativen Möglichkeiten außerhalb der Berufssphäre – vom Klavierspielen bis zum Kochen, vom Gästehaben bis zur Gartenarbeit. Und ich mache immer wieder die Erfahrung, daß gerade die außerberuflichen Lebenserfahrungen, die mich in andere Bezüge hineinstellen und mir fremde Erfahrungswelten näherbringen, die berufliche Leistungsfähigkeit erhöhen.

Aber die anerkannte Norm eines Menschen in leitender Funktion scheint doch die, daß man sich von seinem Beruf fressen lassen muß. Erfolgreiche Berufsmenschen haben nicht nur keine Zeit, sondern ihnen wird auch Ungeduld, Achtlosigkeit, Monomanie verziehen. Hier frage ich allerdings erneut: Wer setzt eigentlich solche Normen? Warum ist das berufliche Leben (jedenfalls soweit Berufe in der Öffentlichkeit damit gemeint sind) so organisiert, daß fast nur Menschen solche Berufe ausfüllen können, die um wesentliche Erfahrungsbereiche amputiert sind? Woher stammt das politische und bürokratische Formenrepertoire, das uns in solche Normierungen hineinzwängt? Genau kann ich diese Frage nicht beantworten, aber ich werde den Verdacht nicht los, daß in starkem Maße Männerängste bestimmt haben, was staatliche Machtausübung gegenüber dem Individuum und was den Umgang mit der Macht durch die Machthaber angeht.

Es ist eine hypothetische, gleichwohl aber spannende Frage, ob hierarchische Verwaltungsstrukturen in der Art, wie wir sie in unseren Breiten vorfinden, auch dann zustande gekommen wären, wenn Männer und Frauen in geteilter

Verantwortung an ihrem Zustandekommen beteiligt gewesen wären; nicht die »gehorsamen Staatsdiener«, die ihr Privatleben und Berufsleben säuberlich trennen, sondern ganze Menschen, männlich oder weiblich, deren Lebenskomponenten sich anders zusammensetzen.

Die letzte und jüngste Erfahrung, die ich hier beisteuern möchte, lehrt mich, daß sich nur aus einer Position relativer Macht die vorhandenen Probleme ändern lassen. Weil ich in Grenzen über Geld verfügen kann, weil das, was ich sage, in der Öffentlichkeit Gehör findet (jedenfalls gelegentlich), kann ich jetzt für Frauen etwas tun. Ich kann bestimmte Fragen jetzt lauter stellen als früher, und sie werden eher verbreitet. Ich kann Fördermaßnahmen ergreifen, bestimmte Inhalte in die Diskussion bringen, auf Verzerrungen und Ungerechtigkeiten aufmerksam machen.

Noch kann ich die Frage nicht beantworten, ob ich mich selbst in dieser machtvolleren Position verändere, und ich kann auch noch nicht sagen, ob die Dinge, die ich umzusteuern versuche, Bestand haben werden. Was ich leider auch nicht kann: Die große Ungeduld der Frauen befriedigen, die endlich gerecht an allem beteiligt sein wollen. Ich verstehe diese Ungeduld sehr gut, aber sie überschätzt meine Möglichkeiten, denn ich kann nur sehr punktuell ansetzen. Deshalb müssen es viel mehr Frauen in leitenden Funktionen werden, die aufgrund ihrer Erfahrungen die Gesellschaft so verändern, daß Frauen nicht nur gelegentlich vorkommen, sondern ganz selbstverständlich ihren angemessenen Platz finden. Wir sind die Hälfte des Volkes.

Managerkurs in Sachen Alltag

LINDE VON KEYSERLINGK

Fam. Hoop, Jena

Ich bin Mutter von sieben Kindern. Vier sind schon flügge und leben ihr eigenes Erwachsenenleben. Zwei sitzen gerade noch auf dem Nestrand und eines muß noch ganz und gar gefüttert werden.

Muttersein ist für mich nicht natürliche Bestimmung der Frau und hat wenig mit Pflichterfüllung zu tun (eher noch mit Treue). Es ist immer und vor allem Teil einer Liebesgeschichte, der ersten eines jeden kleinen Menschen, der unsere Erde nichtsahnend betritt. Manchmal ist es eine unglückliche Liebesgeschichte. Und dann ist Muttersein auch ein Beruf, ein Beruf auf Zeit. Kaum hat man ihn so richtig gelernt, wird einem auch schon wieder – mangels Bedarf – gekündigt. Danach werden Frauen oft krank und depressiv oder – sie verwenden das Gelernte in einem anderen Beruf. Unsere Gesellschaftsordnung begünstigt Krankheit und erschwert den Berufswechsel. Wie unklug.

Als junge Mutter habe ich das Leben mit meinen vielen, lebhaften Kindern sehr genossen. Ich glaube, ich habe mit ihnen meine eigene, verlorene Kindheit nachgeholt. Aber zwischendurch habe ich doch auch oft gedacht: Das »eigentliche« Leben spielt sich da draußen irgendwo ab, rauscht an mir vorbei. Was leisten und lernen doch andere in ihren interessanten Berufen!

Rückblickend weiß ich, daß ich von und mit meinen Kindern (außer dem Theoretischen) alles gelernt habe, was ich heute in meinem Beruf brauche. Es war ein Managerkurs erster Güte. Ein Tag in so einem Kurs sieht zum Beispiel so aus:

6 Uhr früh. Statt Wecker ein hohes, anhaltendes Schluchzen. Ich rappele mich hoch. Jeden Morgen um sechs aus dem Bett? (Vielleicht hätte ich mich doch für etwas anderes entscheiden sollen.) Ich lese im Begleitbuch nach: Vier Teelöffel

Haferschleim, ein Teelöffel brauner Zucker, zwei Kalktabletten (zerdrückt), 150 g lauwarme Milch. Also gut. Bademantel an und in die Küche. Zutaten in eine Flasche, kräftig schütteln, die Temperatur »am Augenlid prüfen«, (steht im Begleitbuch). Und dann... Ach du niedliches Menschle! liegst da und nuckelst glücklich dein Milchfläschchen leer. Dabei bewegst du genüßlich den kleinen, dicken Fuß, wie eine Katze die Schwanzspitze. (Steht nicht im Begleitbuch).

7 Uhr. Die Größeren wecken. Das Volk steht auf, ein Sturm bricht los. »Wo sind meine Schuhe?« – »Der Pulli kratzt aber.« – »Wo ist meine Turnhose?« – »Hat jemand meine Flöte gesehen?«

Ich renne zwischen Küche, Essecke und Badezimmer hin und her. Totale Fehlplanung: muß heute abend unbedingt besser vorgeplant werden. Endlich am Frühstückstisch. Ordnungsgemäß den blauen Becher für Kalle, den roten für Hannes, den gelben für Andy und so weiter. »Ich eß aber kein Gemüsli«, sagt Hannes brummig. Er ist ein richtiger Morgenmuffel. Übelnehmerisch packt er sein Schulbrot ein und zieht los. Kalle hingegen ist freundlich. Immer ist Kalle freundlich. Muß man sich da nicht Sorgen machen? Nun kommen Andy und Lisbeth angerannt. »Meine Schokolade unterm Kopfkissen ist weg«, erzählt Andy aufgeregt. »Und weißt du auch warum? Die eine iss nu geschmilzt und die andre hat die Lisbeth weggefressen.« – »Gar nicht, bloß bißle«, sagt Lisbeth. Andy schaut auf sie in stiller Enttäuschung: »Mädchen sind auch nicht immer lieb!« Eine traurige Feststellung. Aber daraus macht sich Lisbeth nichts. »Hab heut Nacht ganz, ganz Tolles geträumt. Das wird euch aber staunen: das Sandmännchen ist gekommen und hat mir zum Geburtstag extra 'n kleinen Weihnachtsbaum gebracht, wo alles voller Ostereier drauf hatte.« – Andy ist tief beeindruckt: »Tust du mir was abgeben?« – »Ne«, sagt Lisbeth unverblümt, »das war extra mal nur für mich, ohne Abgeben.« Andy bekommt Tränen in die Augen. »Wo ich doch gar nix und nix geträumt hab. Gell, das ist dann nicht gerecht?« Wenn ich doch nur wüßte, wo man was über die

gerechte Verteilung von Träumen in kinderreichen Familien nachlesen könnte.

8 Uhr. Du liebe Zeit. Schnell die beiden anziehen und dann in den Kindergarten. »Und führ die Lisbeth ordentlich über die Straße, Andy! – Und seid artig! – Und kommt schnurstracks um 12 heim!« – Das Frühstückszug in die Küche und schnell eine Waschmaschine anschmeißen.

9 Uhr. Einkaufen. Rasch einen Blick auf die Vorräte. Es fehlen: Brot, Milch, Haferflocken, Gemüse, Obst, Windeln. Und wo ist bitte mein Autoschlüssel? Mein Autoschlüssel – kann mir jemand sagen, wie der in den Eisschrank kommt?

10 Uhr. Brei kochen und Badewasser vorbereiten. Wird schon höchste Zeit. Bertl kräht, planscht und prustet. Badewasser oder Brei, das ist ihm einerlei. So, und dann ein bißchen an die frische Luft auf den Balkon. Obwohl die so frisch gar nicht mehr ist.

11 Uhr. Kochen. Aber nur Schnellgerichte, denn es darf nicht länger als eine Stunde dauern, soll gut schmecken, niedlich aussehen und gesund sein.

12 Uhr. Mittagessen. Wo Andy und Lisbeth nur bleiben? Sollten doch Tischdecken. – »Wir konnten heut nicht schnurstracks« sagt Andy. »Weil, bei Steinles ist die Oma tot. Da mußten alle stehenbleiben und gucken. Aber gell, wir müssen nicht sterben?« – »Nein, jetzt nicht«, sage ich etwas verwirrt. »Aber irgendwann müssen alle mal sterben.« – »Wir alle zusammen?« – »Nein, die Eltern sterben meistens zuerst.« – »Aber ihr wartet dann doch auf uns an der Himmelstür?«, fragt Lisbeth. Ehe ich aufs Tischdecken verweisen kann, sagt Andy: »Wie kommt die Oma von Steinles eigentlich aus dem Sarg wieder raus und in den Himmel?« – »Hm . . . nur die Seele kommt in den Himmel.« – »Ja dürfen wir unser ›das-hier-alles‹ nicht mitnehmen?«, fragt Andy und streicht mit tiefem Bedauern über seine schönen, dicken Ärmchen. »Da freut mich der ganze Himmel nicht mehr.«

12.30 Uhr. Jetzt kommen Kalle und Hannes aus der Schule. Händewaschen als sinnvoll anzupreisen, dazu fehlt es mir offenbar an Durchsetzungsvermögen. Andy kommt mir zu Hilfe: »Gell, da kommen auch Bazillen mit den drek-

kigen Händen. Und wenn man von jemand den Bonbon fertig lutscht, dann kriegt man die Bazillen, und die picken einem dann Löcher in die Zähne« – »Waas?« – »Ja und in der Nase darf man sich auch nicht bohren, sonst ist es da ganz leer, und dann sagen die Bazillen: Da ist ein gemütliches Plätzchen, da können wir mal wohnen.« – So entsteht lebendiger Volksglaube. Wer wollte da mit vertrocknetem Lexikonwissen kommen?

14 Uhr. Andy und Lisbeth gehen wieder in den Kindergarten. Mittagspause. (Dank sei der Spülmaschine.) Ich schlafe 15 Minuten wie ein Stein. Dann weint Bertl.

15 Uhr. Mit Bertl auf dem Arm suche ich Kalle und Hannes. Die sollten doch Schularbeiten machen. Im Garten liegt Hannes hinter einem Busch und flüstert liebevoll auf jemanden ein. Es ist ein Regenwurm, den er mit seinem Fingerchen streichelt. Daß eine Amsel den anderen Wurm geholt hat, erzählt er mit Empörung: »Warum erlaubt denn der Gott, daß die Amsel den niedlichen kleinen Wurm frißt?« – »Ich glaube nicht, daß das was mit Gottes Erlaubnis zu tun hat, Hannes. Es ist sozusagen der Lauf der Welt, daß eins sich vom anderen ernährt.« – »Aber den Lauf der Welt, den hat Gott doch so laufen lassen.« Ich denke an Abraham à Santa Clara, an Thomas von Aquin, an Barth und C. G. Jung. – An wen? – Zweifel steigen in mir auf am Wert einer Anhäufung abendländischen Bildungsgutes. »Nun schreib erst mal deine fünf Reihen A und I.«

16 Uhr. Kalle findet sich in der Küche. Aber . . . der Küchentisch – völlig zweckentfremdet – sieht wie ein Warenlager für Feinmechaniker aus. Ein Schrei des Entsetzens entringt sich meiner Brust. Die schöne, alte Küchenuhr! »Weißt du, wievielmals das kleine sich dreht, wenn das große Zahnrad sich einmal dreht«, fragte das Kind begeistert. Oh, menschliche Neugier. Eine Tugend, ohne die es überhaupt keinen Fortschritt gäbe. Von tief unten meldet sich bei mir ein schmerzliches Gefühl der Sehnsucht. Am liebsten würde ich den Rest des Tages mit Kalle am Küchentisch verbringen. Aber das erlaubt der Ablaufplan nicht. Wirklich nicht?

17 Uhr. Wäsche aufhängen und bügeln. Aber aus dem

Kinderzimmer ertönt Geschrei. Milch schwimmt samt Becher am Boden, und Lisbeth hat offenbar mit Brezelstücken gespuckt. »Mit Essen spielt man nicht, Lisbeth. Denk an . . . also du bist wirklich böse. Hol' den Putzlappen!« Lisbeth schweigt eine Weile gekränkt. Dann sagt sie: »Schau mir mal in die Augen. Die sind himmelblau, genau wie bei Bertl. Und das kommt, weil wir im Himmel so lieb waren.« – »Das muß aber schon lange her sein«, sage ich unwirrsch und schäme mich zugleich meiner Ungeduld.

18 Uhr. Bertl wickeln und zur allgemeinen Gaudi mit Obstbrei füttern. (Merke: Immer die doppelte Menge Brei vorbereiten, denn die Hälfte landet erfahrungsgemäß auf umstehenden Möbeln und Kleidungsstücken).

19 Uhr. Abendessen. Dann baden, immer zwei und zwei, sonst dauert es ewig. Mitten im Trubel von Schaum und Schlafanzügen sagt Lisbeth: »Nächstes Mal will ich lieber die Jüngste sein. Dann darf ich auch allein baden, wie der Bertl.« – »Das hättest du dir eher überlegen müssen«, sagt Hannes.

20 Uhr. Tatsächlich sind alle im Bett, aber . . . »Ich habe Durst.« – »Ich hab mein Schlaflämmchen vergessen.« – »Laß bitte Licht an.« – »Ich muß noch mal, sonst mach ich ins Bett, aber in echt!«

Und es dauert und dauert und dauert.

21 Uhr. Große Aufräumaktion. (Eine Notwendigkeit, die männlichen Führungskräften oft verborgen bleibt, weil ihnen derartiges von Heinzelfrauchen »aus den Augen, aus dem Sinn« geräumt wird).

22.30 Uhr. Kursende. Nun ist Zeit für private Aktivitäten.

Fassen wir zusammen, was allein an diesem Tag zu lernen und zu üben war:

- Organisation von Arbeitsabläufen
- Die Marktlage berücksichtigende Finanzplanung
- Motivieren und Dirigieren von Mitarbeitern
- Situationsgerechtes Verhalten bei Streß
- Kreatives Umdenken in Krisensituationen

- Die Fähigkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden
- Breitgefächertes Allgemeinwissen, von Feinmechanik bis Religionsphilosophie
- Toleranz und Humor.

Unangefochten heißt nicht konfliktlos

LISELOTTE FUNCKE

Als ich mich im Frühjahr 1945 zur politischen Mitarbeit entschloß, dachte ich nicht an ein Mandat oder eine politische Karriere. Es gab ja so viele Ältere, die wußten – oder zu wissen vorgaben – wie es in der Politik zugeht. Ich wollte einfach nur beim Aufbau einer freiheitlichen Demokratie mithelfen. Vom Elternhaus geprägt, fühlte ich mich verpflichtet, etwas von den Erfahrungen und dem Selbstverständnis der »Kriegsgeneration« einzubringen, damit der Weg in die damals sehr ungewisse Zukunft nicht allein von denen gebahnt würde, die schon vor 1933 politisch tätig waren.

Dieses frühe Engagement unmittelbar nach dem Krieg hat mir auf dem politischen Weg manches erleichtert. Ich wurde in der F.D.P. in verschiedene Fachausschüsse auf Landes-, Zonen- und Bundesebene berufen, in denen die Programmatik der Partei erarbeitet wurde: Bundessozialausschuß, Bundeskulturausschuß, Kommission für den Familienlastenauschuß, Frauenausschüsse des Landes, der britischen Zone und des Bundes. Zugleich war ich Delegierte bei nahezu allen Landes- und Bundesparteitagen.

Die Zusammenarbeit mit überwiegend Männern – oft als einzige Frau – machte mir keine Schwierigkeiten. Ich hatte meine Schulzeit zwar der damaligen Zeit entsprechend in einem Mädchengymnasium verbracht, lernte aber im betriebswirtschaftlichen Studium in Berlin bei einem Verhältnis von einer Studentin zu acht bis zehn Studenten die Arbeit aus einer Minderheitenposition heraus kennen und Strategien zur Durchsetzung zu entwickeln. Das hat mir die Arbeit sehr erleichtert.

Im Mai 1947 schlossen sich in Wuppertal die F.D.P.-Landesverbände Rheinland und Westfalen zusammen. Es wurde ein Vorstand gewählt, dem nach der Satzung zwei Frauen

angehören sollten. Ausgemacht schien, daß Lotte Friese-Korn aus Westfalen und Frau Zell aus dem Rheinland gewählt werden sollten. Doch bei ihrer Nominierung erklärte Frau Zell, man möge an ihrer Stelle mich wählen, es sei nötig, die junge Generation zu beteiligen. Der Parteitag folgte ihrem Rat, und so war ich – etwas verduzt – Mitglied des Landesvorstandes. Und ich blieb es über Jahrzehnte. Denn – diese Erfahrung habe ich aus vielen Erlebnissen und Beobachtungen gewonnen – ist eine Frau erst einmal in ein Amt gewählt, wird sie, falls sie nicht scheitert, kontinuierlicher wiedergewählt als Männer. Jedenfalls war zu meiner Zeit die durchschnittliche Verweildauer der Frauen im Bundestag länger als die der männlichen Kollegen. Es ist wohl so, daß Männer vor dem Eindringen einer Frau in ihren Herrschaftsbereich eine gewisse Furcht haben, bis sie sie einigermaßen einschätzen können; und das bei jeder »Neuen«.

Allerdings oder deswegen war und bleibt der erste Einstieg einer Frau in politische Positionen schwer. Schon bei der Aufstellung der Liste zur Landtagswahl 1950 mußte ich erleben, daß ich, entgegen den Vorschlägen der Jungdemokraten und des F.D.P.-Landesfrauenausschusses erst auf Platz 23 landete, einem Platz, der unerreichbar schien, weil die F.D.P. bis dahin nur 12 Abgeordnete hatte. Ich erinnere mich, daß der damalige Landesvorsitzende, Friedrich Mittelhauve, mir nach der Landeswahlversammlung so etwas wie einen »Kondolenzbrief« schrieb. Doch die Wahl brachte eine Überraschung. Die F.D.P. verdoppelte ihr Ergebnis, und so wurde ich völlig unvorbereitet Landtagsabgeordnete.

Die F.D.P.-Fraktion hatte seinerzeit unter 25 Abgeordneten vier Frauen und fünf Jungdemokraten, ein Zeichen dafür, wie groß die Aufgeschlossenheit für die Beteiligung unterschiedlicher Kreise war. Ich gehörte beiden Gruppen an und wurde daher für die Anliegen beider in Anspruch genommen. Gern wäre ich Mitglied des Sozialausschusses geworden, weil mich soziale Fragen von jeher interessiert haben – die soziale Frage im 19. Jahrhundert war mein Wahlthema im Abitur –, aber da gab es Kollegen mit älteren

Ansprüchen. So mußte ich mich mit den Plätzen bescheiden, die übrigblieben: Verfassungsausschuß, von dessen Aufgabe ich wenig Ahnung hatte, Jugendausschuß und die Stellvertretung im Kultus-, Justiz- und Sozialausschuß. Erst in der folgenden Legislaturperiode gelang es, den Sitz im Finanzausschuß und die volle Mitgliedschaft im Kultusausschuß zu erhalten. Dem letzteren galt während der gesamten Landtagszeit mein Hauptinteresse. Damals war Christine Teusch Kultusministerin. Sie hatte bereits zur Weimarer Zeit als Zentrumsabgeordnete im Reichstag gesessen und vertrat leidenschaftlich die Konfessionsschule, während ich ebenso überzeugt für die gemeinsame Erziehung der Kinder unterschiedlicher Konfessionen in Gemeinschaftsschulen eintrat. Heute ist es schwer, sich vorzustellen, mit welcher Leidenschaft und mit welchen Mitteln seinerzeit von Kirchen und Politikern um diese Frage gerungen wurde.

»Frauen gehören am Herd«

Dennoch habe ich Christine Teusch in ihrer geprägten Gebundenheit geschätzt, und ich weiß, daß dies auch bei allen Kontroversen umgekehrt der Fall war. Doch einmal habe ich sie bitter enttäuscht. Sie hatte im Schulverwaltungsgesetz vorgesehen, daß Mädchenschulen in der Regel von Frauen geleitet werden sollten. So wünschenswert dies sicher war, so wußte ich aus vielen Beobachtungen und Gesprächen, daß fähige Pädagoginnen oft lieber unterrichteten, als Verwaltungsarbeit zu leisten, und daß sie wegen familiärer Bindungen oft nicht bereit waren, Funktion und Wohnort zu wechseln, um ein Direktorenamt zu übernehmen. Da ich nun – nicht zuletzt aus rechtsstaatlichen Gründen – eine Abneigung gegen Lehrformeln in Gesetzen hatte, stellte ich in einer Kultusausschußsitzung, an der Frau Teusch ausnahmsweise nicht teilnahm, den Antrag, diese Bestimmung zu streichen. Natürlich waren die Männer, auch die der CDU, nur zu gern bereit, dem Antrag zuzustimmen. In der nächsten Sitzung fragte mich Frau Teusch streng, ob auch

ich etwa gegen ihren Vorschlag gestimmt hätte, und ich erinnere mich an ihre Entrüstung, als ich sagte, ich selbst hätte den Streichungsantrag gestellt. Ihr Kommentar: Man kann nicht einmal zu einer Beerdigung gehen, ohne daß Schlimmes beschlossen wird. Fast drei Legislaturperioden lang blieb ich im Landtag. Die Erfahrung aus jener und späterer Zeit war: eine Frau wird akzeptiert, wenn sie mehr leistet als Männer. Doch darf sie keine Fehler machen. Denn dann fallen sämtliche Kollegen und Journalisten erbarmungslos über sie her. Sie wollen nur allzugern nachweisen, daß eine Frau in führenden Ämtern fehl am Platze ist. »Frauen gehören am Herd«, sagte einmal ein Bergmann in einer Rundfunksendung; und diese Meinung ist nicht auf Ruhr-Kumpel begrenzt.

1953 und 1957 kandidierte ich vergeblich für den Bundestag. Zwar legte die F.D.P. Wert darauf, daß auf den ersten fünf Plätzen eine Frau aufgestellt wurde, weil diese Kandidaten auf den Stimmzetteln aufgeführt werden. Aber ab Platz 6 war das männliche und regionale Interesse vorherrschend. So war der Wechsel in den Bundestag erst möglich, als 1961 Lotte Friese-Korn nicht mehr kandidierte und ich in die »Fünferriege« aufrückte. Danach habe ich unangefochten bis einschließlich 1976 auf den vordersten Plätzen kandidiert.

Distanz und Nähe

Unangefochten heißt jedoch nicht konfliktlos. Es gab Situationen, in denen ich trotz längerer Erfahrungen bei der Wahl zu einem Führungsamt einem männlichen Neuling unterlag oder in denen ich mich als Bundestagsvizepräsidentin bei einer Entscheidung über die Geschäftsordnung einem geballten männlichen Protest gegenüber sah, obwohl ich im Recht war.

Tatsache ist, daß Männer sich nur ungerne weiblicher Kompetenz unterordnen und daß Frauen in leitenden Positionen viel Fingerspitzengefühl haben müssen, um Männern das Empfinden der Nachgeordnetheit zu nehmen. Aggres-

sive Frauen haben es daher auf Dauer schwer. Mir bescheinigte man »freundliche Hartnäckigkeit« als Ursache mancher Erfolge.

Im Bundestag war es leichter, den Sitz im Finanzausschuß zu erreichen. Es gab nicht viele Kollegen, die sich für die Steuergesetzgebung interessierten, außer einem Wirtschaftslobbyisten. Da dieser sich jedoch nur begrenzt an den Ausschußberatungen beteiligte, konnte ich die Steuerpolitik der F.D.P. weitgehend selbst entscheiden, mußte sie allerdings in der Fraktion gut begründen, um die Zustimmung zu erhalten. Dieser Tatbestand gab mir die Möglichkeit, selbständig zu arbeiten und zu entscheiden. Allerdings war es dazu wichtig, ein gutes Verhältnis zu den Fraktionsmitgliedern wie auch zu den Kollegen der Koalition und nicht zuletzt der Opposition zu entwickeln. Es kam darauf an, Nähe und Distanz gleichermaßen zu sichern.

In der Folge sind mir dann, ohne daß ich mich darum bemüht hätte, besondere Aufgaben zugefallen: Vorsitz im Finanzausschuß, Bundestagsvizepräsidentin, Ministerin für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr in Nordrhein-Westfalen, Beauftragte der Bundesregierung für die Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen. In diesen Ämtern habe ich mich bemüht, die jeweiligen Aufgaben sachgerecht zu erfüllen, was nicht immer leicht war. Am schwersten war es, ein halbes Jahr vor der Landtagswahl 1980 das Ministeramt in Nordrhein-Westfalen zu übernehmen. Umstrittene Kernenergie, Stahl- und Kohlekrise, unzureichend vorbereiteter Verkehrsverbund, bestrittene Straßenbauprojekte, Fluglärmprobleme . . . Und dazu Wahlkampf. Das Ergebnis war enttäuschend. Es fehlten der F.D.P. rund 1500 Stimmen an den 5 Prozent Wähleranteil, die zum Wiedereinzug in den Landtag nötig waren. Vielleicht, weil sie zur Unzeit die Lockerung des Ladenschlußgesetzes thematisiert hatte, vielleicht auch, weil ich entgegen dem Planfeststellungsbescheid des Regierungspräsidenten die Genehmigung für einen Flughafen bei Bielefeld verweigert hatte – was sich im Nachhinein als absolut richtig erwiesen hat. Jedenfalls beendete das Wahlergebnis meine Ministertätigkeit.

In der F.D.P. gab es nie eine obligatorische Mitgliedschaft der Frauen in einer parteiinternen Frauenorganisation. Doch gründeten sich auf Länder- und Bundesebene Frauenausschüsse auf freiwilliger Basis. Ich habe den entsprechenden Ausschuß in Nordrhein-Westfalen viele Jahre lang geführt. Die Arbeit begann 1947 auf einem interzonalen Frauenseminar der F.D.P./LDP in Rothenburg a. d. T. Ich machte mich damals bei den »gestandenen« liberalen Frauen denkbar unbeliebt, als ich vorschlug, angesichts der großen Zahl der rückkehrenden Kriegsteilnehmer die begrenzten Universitätsplätze vorübergehend den Männern vorzubehalten. Tagelang haben mich die viel älteren Teilnehmerinnen geschnitten, weil sie – sicher nicht zu Unrecht – fürchteten, damit würde ein Weg hinter die einmal erreichte Linie beschritten.

Eindrucksvoll war im Herbst 1948 eine Frauenveranstaltung zum Jubiläum der 1848er Verfassung in der Frankfurter Paulskirche. Namhafte Frauen aus allen Parteien waren dort, und erstaunlicherweise so kurz nach dem Krieg auch Ausländerinnen wie die norwegische Storting-Abgeordnete Helga Stene. Heute weiß ich nicht mehr, woher ich den Mut nahm, mich am zweiten Tag zu Wort zu melden und für die junge Generation zu sprechen. Der morgens am Frühstückstisch konzipierte Beitrag war nicht ohne Resonanz und hatte eine jahrelange interessante Korrespondenz mit Helga Stene zur Folge.

Baldiges Ende der »Familienphase«

Im Parlament habe ich mich immer wieder bemüht, Erleichterungen für Frauen in der Familie und im Beruf zu erreichen. Ein – allerdings seltenes – Beispiel infraktioneller Zusammenarbeit aller Frauen im Bundestag war die Durchsetzung der Teilzeitarbeit im Beamtenverhältnis. Man hielt uns, Elisabeth Schwarzhaupt (CDU), Annemarie Renger (SPD) und mir als Sprecherinnen der Frauen entgegen, daß das überkommene und in seinen Grundzügen grundsätzlich abgesicherte Beamtenrecht vorsehe, der Beamte widme seine

ganze Arbeitskraft dem Staat und dafür würde er standesgemäß unterhalten und im Alter entsprechend versorgt. Dieser Grundsatz erlaube keine Halbtagsbeschäftigung und Halbversorgung. Es bedurfte daher guter Argumente unsererseits, um den Widerstand des Bundesinnenministeriums zu brechen.

Die Haltung der Männer zu Frauenfragen ist nicht unerheblich von den Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt bestimmt. Fehlen Arbeitskräfte, wird die Frauenerwerbstätigkeit propagiert. In Zeiten hoher Arbeitslosigkeit aber wird die Aufgabe der Frau in der Familie thematisiert und idealisiert. Die derzeitige »Familienphase« wird daher sehr bald abgelöst werden von einer neuen Phase der Berufswerbung von Frauen. Schon heute zwingt der Mangel an Kranken- und Altenpflegerinnen, auf den ich vergeblich seit 15 Jahren hinweise, dazu.

Beobachtungen der rechtsradikalen Szene lassen vermuten, daß die Männer, die sich gegen den Anspruch von Frauen, Ausländern und demokratischen Politikern auflehnen, Anhänger finden. Sie fühlen sich in ihrem Selbstverständnis verunsichert und wollen es durch die Unterdrückung der »Schwächeren« oder »Unfähigeren« zurückgewinnen.

Nicht zuletzt darum haben sich verantwortliche Frauen aus allen im Bundestag vertretenen Parteien zusammengeschlossen, um gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit Stellung zu nehmen. Das Bündnis '90 – Frauen überschreiten Grenzen – will der Ausländerfeindlichkeit, dem Rassismus und der Überheblichkeit der Stärkeren entgegen wirken und deutlich machen, daß eine demokratische Politik eine menschliche Politik sein muß. Ihr Ziel ist die Achtung des Menschen unabhängig von Geschlecht, Nationalität, Religion und politischer Überzeugung. Es ist daher wohl kein Zufall, daß als Ausländerbeauftragte in Bund, Ländern und der DDR ausschließlich Frauen berufen worden sind, weil man von ihnen Verständnis für die Minderheiten erwartet.

Grundsätzlich aber war und bin ich überzeugt, daß die Zusammenarbeit von Mann und Frau in Familie, Beruf und

Politik notwendig ist, um Spannungen zu bewältigen und Ausgleiche zu schaffen. Es sollte die Leistung und nicht das Geschlecht ausschlaggebend sein. In der F.D.P. hat sich inzwischen eine aktive Frauengeneration der Vierzigjährigen mit gutem Erfolg durchgesetzt, weil sie in ihrer Mitarbeit überzeugt. Dennoch bleibt es notwendig, die Frauen innerparteilich und in der Öffentlichkeit zu unterstützen und zu ermutigen.

Die Geschichte der A. S.

SEVIM CELEBI-GOTTSCHLICH

51 Türkei, Gänge

A. S. wurde in Westdeutschland geboren. Da die türkischen Eltern von A. beide berufstätig waren und sie, wie viele deutsche Eltern auch, für A. keinen Platz in einer Kindertagesstätte finden konnten, wurde sie in der Türkei bei den Großeltern untergebracht. Als die zweite Tochter geboren wurde, sah man auch für sie keine Möglichkeit in der Bundesrepublik. Sie folgte ihrer Schwester A. zu den Großeltern in die Türkei. Das dritte Kind, einen Sohn, konnten die Eltern bei sich behalten, da sie für ihn eine Kindertagesstätte gefunden hatten, die ihn betreute, wenn sie ihrem Lebensunterhalt nachgingen.

In den Ferien besuchte die Familie regelmäßig die Töchter und die Großeltern in der Türkei. Anfang 1985 wurde Herr S. arbeitslos. Es kam ein psychosomatisches Magengeschwür hinzu – eine weitverbreitete Krankheit bei Immigranten. Aus verschiedenen Gründen sah Herr S. keine realistische Chance mehr, eine neue vergleichbare Arbeit zu finden. Da seine Frau allein für die finanzielle Versorgung der Familie aufkommen mußte, drängte er sie, mit ihm in die Türkei zurückzukehren, da dort die Lebenshaltung einfacher zu bewerkstelligen sei. Frau S. wollte aber die Unabhängigkeit, die sie sich durch jahrelange Berufstätigkeit erkämpft hatte, nicht aufgeben. Nach langen Auseinandersetzungen, unter denen die Eheleute sehr litten, setzte sich Frau S. ihrem Mann gegenüber durch – sie blieben in West-Berlin.

Zwei Monate zu spät...

Im Sommer 1986 besuchte Herr S. seine Töchter in der Türkei, die dort zur Schule gingen. Sein Arzt hatte ihm geraten, aus gesundheitlichen Gründen länger im Süden zu bleiben.

So kam er im September 1986 mit beiden Töchtern in die BRD. Bis zu diesem Zeitpunkt lebte Familie S. bereits 23 Jahre bei uns. A. S. hatte in der Türkei die Mittlere Reife erlangt, was in der Bundesrepublik nicht einmal als Hauptschulabschluß anerkannt wird. Als A. S. einreiste, hatte sie ihren 16. Geburtstag um zwei Monate überschritten. Sie bekam keine Aufenthaltserlaubnis. Mit der Begründung, sie verletze die Belange der Bundesrepublik, sollte sie ausreisen. Die Familie strengte einen Prozeß an, der nach zwei Jahren erfolglos entschieden wurde. In dieser Zeit konnte A. S. keine weiterführende Schule besuchen, da sie keine Aufenthaltserlaubnis hatte. Die Ausländerpolizei hatte wiederholt versucht, sie mit Tricks auszuweisen. Wegen dieser zwei Monate wurde die Familie jahrelang gequält, was auch psychische Störungen zur Folge hatte.

Als ich von der Situation erfuhr, war alles ziemlich hoffnungslos. Ich schlug der Innenbehörde vor, A. S. wenigstens zu Ausbildungszwecken hierzubehalten. Die Behörde hat A. S. geraten, sie solle ausreisen und zu Ausbildungszwecken ein Einreisevisum beantragen. Wir alle wußten, daß dies unmöglich war. Im Ausländerausschuß wollte man den Fall auch nicht behandeln, um keinen Präzedenzfall schaffen zu müssen. Da A. S. jederzeit für die Abschiebung abgeholt werden konnte, haben wir Schutz in der Gemeinde gesucht und eine Pressekonferenz veranstaltet. Nach vielen, vielen Gesprächen, die die Mutter und ich mit der Berliner Ausländerbeauftragten Barbara John und dem Innensenator Kewenig geführt hatten, bekam A. S. eine Aufenthaltserlaubnis von einem Monat. Sie war legalisiert. Die Freude war sehr groß. Noch heute bewundere ich den Mut und die Ausdauer der Familie, wie sie in dieser ausweglosen Situation sich für ihre Tochter eingesetzt hat – gegen alle Widerstände, Vorverurteilungen und Schuldzuweisungen, die den Eltern zugeschoben worden waren.

Parfüm ist wie ein Ehebruch

Iran

NASRIN BASSIRI

Fallbeispiel:

Frau S. war Lehrerin an einem Gymnasium, 34 Jahre alt und unverheiratet. Sie lebte zusammen mit ihren Eltern in einer Kleinstadt im Südiran. Sie berichtet: Eines Tages besuchte sie ihre Großmutter in Shiraz, einer Stadt, die nur wenige Kilometer von ihrer Heimatstadt entfernt liegt. Als sie am nächsten Tag mit ihrem Pkw zurückfuhr, nahm sie einen Arbeitskollegen mit, der sich ebenfalls in Shiraz aufhielt. Sie kannte ihn seit ihrer Studienzeit. Er war mit Frau S. und ihren Eltern befreundet. Unterwegs wurden sie von Revolutionswächtern angehalten. Sie wurden gefragt, welche verwandtschaftlichen Beziehungen sie zueinander hätten. Als feststand, daß sie weder verheiratet noch Geschwister waren, wurden sie festgenommen und zu einem »Revolutionskomitee« gebracht. Dort ging das Verhör weiter. Ihre Eltern wurden ebenfalls befragt. Frau S. wurde medizinisch auf ihre Jungfräulichkeit untersucht. Da sie »unschuldig« war, wurde sie nach 48 Stunden wieder freigelassen. Sie nahm ihre Arbeit in der Schule wieder auf.

Einige Zeit später, sie unterrichtete gerade in einem Klassenzimmer, wurde sie aufgefordert, im Schulbüro vorzusprechen. Dort saßen fünf oder sechs Frauen mit schwarzen Schleiern und halbbedeckten Gesichtern und warteten auf sie. Ein Stück Papier, ein »Urteil«, wurde ihr gezeigt. Ihr Urteil lautete: 72 Peitschenhiebe. Das Urteil mußte öffentlich auf dem Schulhof vollstreckt werden. Sie weinte und protestierte:

»Ich muß zu meiner Verteidigung etwas sagen. Es muß ein Irrtum sein.« Die Frauen antworteten: »Sie können sich später beschweren, aber jetzt müssen wir das Urteil vollstrecken . . .« Sie stellten einen langen Tisch im Schulhof auf.

Urteil

Die Schüler der obersten Klassen und die Arbeitskollegen wurden gerufen. Einige gingen nach Hause.

»Sie sagten zu mir: Schuhe ausziehen und mit dem Bauch auf den Tisch legen. Meine Hände und Füße banden sie zusammen. Eine von ihnen fing an, mich zu schlagen. Die Schüler haben geweint, geschrien und meinen Namen gerufen. Es tat weh. Ich habe das einzige Körperteil, das ich bewegen konnte, meinen Kopf, gegen den Tisch gehauen. Ich wünschte mir damals, im Boden zu versinken. Mein rechtes Auge war dadurch verletzt worden. Die Ärzte sagten mir, daß im Auge eine innere Blutung sei und es operiert werden müsse. Aber trotz der Operation war es nicht mehr zu retten. Ich habe mein Augenlicht verloren. Jetzt trage ich ein künstliches Auge.«

Kommentar:

Der Fall von Frau S. ist ein extremer, aber keinesfalls ein Einzelfall. Sie ist nicht allein. Iranische Frauen werden seit mehr als acht Jahren auf der Straße beobachtet, festgenommen und bestraft. Das nicht etwa, weil sie gegen die Regierung etwas sagen oder tun, sondern weil sie Frauen sind und weil sie nicht so aussehen möchten, wie es die islamische Regierung vorschreibt. Eine Frau in der islamischen Republik muß folgende Kleidungsstücke tragen: eine dicke Kopfbedeckung, die wie alle anderen Kleidungsstücke nur schwarz, dunkelblau oder grau sein darf und Stirn, Kinn und natürlich die Haare voll bedecken muß. Sie muß so lang sein, daß auch die Brust bedeckt ist. Darunter muß ein langer, weiter und dicker Mantel, darunter eine weite Hose und darunter eine dicke Strumpfhose getragen werden. Stöckelschuhe sind verboten. Begründet wird dieses Verbot damit, wie man auf Spruchbändern, die in verschiedenen staatlichen Institutionen hängen, lesen kann, daß Männer durch ihr Geräusch erregt werden könnten. Parfüm und wohlriechende Toilettenartikel sind ebenfalls verboten. Auf Plakaten ist zu lesen: »Parfüm ist wie ein doppelter Ehebruch.«

Nicht alle Frauen halten sich aber an diese Kleiderordnung. Die Repressionen schwanken regelmäßig. Sobald sie etwas nachlassen, versuchen die Frauen sich den Vorschrif-

ten zu widersetzen. Sie ziehen hellere Kleider an, oder sie lassen Haare oder, wenn sie besonders mutig sind, ganze Haarsträhnen aus dem Kopftuch heraushängen. Die Regierung organisiert immer am Anfang der religiösen Monate ›Moharram‹ und ›Ramezan‹ und zu Beginn der Hitzeperiode eine Großoffensive. Die ›Parteigänger Gottes‹ führen dann in Teheran und anderen Großstädten Demonstrationen durch. Sie sind mit Messern und Knüppeln bewaffnet. Sie fahren auf Motorrädern durch die Stadt, schüchtern die Bevölkerung ein und schlagen und verletzen Frauen. Die Revolutionswächter und -wächterinnen benutzen besonders gekennzeichnete gelbe Wagen, wenn sie durch die Straßen fahren, um Frauen aufzuspüren, die nicht islamisch angezogen sind. Revolutionswächterinnen bringen die Frauen zum Auto. Dort werden sie beschimpft. Manchmal müssen sie an Ort und Stelle unterschreiben, daß sie in Zukunft keine Prostitution mehr betreiben werden. Wenn sie Glück haben, werden sie danach wieder freigelassen. Wenn die Frauen mutig sind und widersprechen oder protestieren, werden sie ins Gefängnis gesteckt.

Es gibt verschiedene Methoden, diese Frauen zu demütigen. Sie werden zum Beispiel fotografiert mit einem Schild vor der Brust, auf dem steht: ›Prostituierte zweiten Grades‹. Ihnen wird damit gedroht, daß man dieses Foto veröffentlicht, falls sie noch einmal erwischt werden. Oder man steckt sie in einen Sack, der voller Kakerlaken ist, oder sie werden gezwungen, Leichen von Kriegsgefallenen zu waschen.

Wenn eine Frau und ein Mann, die nicht miteinander verheiratet oder Geschwister sind, nebeneinander auf der Straße laufen oder miteinander sprechen oder irgendwo in einem Restaurant sitzen und gesehen werden, verhört man sie stundenlang, sie werden festgenommen, beleidigt und gynäkologisch untersucht. Wenn die Frau nicht verheiratet und keine ›Jungfrau‹ mehr ist, kann sie das das Leben kosten. Eine Frau, die wegen einer Vergewaltigung oder seit ihrer Geburt keine ›Jungfrau‹ ist, muß in ständiger Todesangst leben oder aus dem Iran flüchten. Neuerdings sind Arbeitslager zur

Methoden

—
—
—

▽
2 B

›Erziehung von Frauen‹, die gegen die islamische Kleiderordnung verstoßen, errichtet worden.

Im Sommer 1988 demonstrierten ›Parteigänger Gottes‹, wie jedes Jahr, auf der Straße, überfielen Frauen und verletzten sie. Augenzeugen berichteten, daß diesmal die Bevölkerung Widerstand leistete. Ladenbesitzer und Passanten haben die ›Parteigänger‹ mit Steinen beschmissen, dabei sind viele von ihnen verletzt worden. Danach gab es einige Lockerungen. Es wurde öffentlich darüber diskutiert, warum Sängerinnen nicht singen dürfen. Zwei Sängerinnen wurde die Erlaubnis erteilt, öffentlich bei Veranstaltungen aufzutreten, zu denen allerdings nur Frauen Zutritt hatten, um Folklore und traditionelle Lieder vorzutragen. Weil der Schleier und das Kopftuch die freie Gesichts- und Mundbewegung behinderten, durften sie sie ablegen und statt dessen eine Perücke aufsetzen. Künstliches Haar gilt als eine Kopfbedeckung.

Parlamentspräsident Rafsanjani stellte einmal in einem Freitagsgebet die Frage, warum Frauen eigentlich keine Kostüme tragen dürften. Einige Frauen haben dies als eine indirekte Erlaubnis aufgefaßt und ihre langen Mäntel abgelegt. Die radikaleren Fundamentalisten haben aber durch ihre Demonstrationen und Angriffe dies wieder verhindert. Der Streit um die islamische Kleiderordnung ging weiter. Schließlich forderte der Sicherheitsrat die Revolutionswächter und die Komitees auf, die islamische Kleiderordnung konsequent durchzusetzen.

Diese Frauen haben nach bundesrepublikanischem Asylrecht keine Chance, als politische Flüchtlinge anerkannt zu werden. Obwohl sie gemäß der Genfer Flüchtlingskonvention einem verfolgten ›Geschlecht‹ bzw. einer verfolgten ›sozialen Gruppe‹ angehören, werden sie hier mit der Begründung, daß sie nicht individuell politisch verfolgt waren, nicht anerkannt.

Im Ablehnungsbescheid von Frau S. lesen wir:

»Auch wenn Sie Ihre Auspeitschung als äußerst demütigend empfunden haben, stellt diese Maßnahme dennoch keine individuelle politische Verfolgung im Sinne des

Grundgesetzes dar. Vielmehr handelt es sich um eine Strafe, die zur Aufrechterhaltung der islamischen Ordnung ergriffen wurde und die in dieser oder ähnlicher Weise jede Person getroffen hätte, die eines vergleichbaren Vergehens beschuldigt worden wäre.«

Miß Stadtrat

HILDEGARD HAMM-BRÜCHER

Ich bekenne mich als Tochter jenes lutherischen Protestantismus, wie er in Bayern nur im Fränkischen zu Hause ist, als ein freier Christenmensch, der auch politisch niemandem untertan ist als seiner Verantwortung vor »Gott und den Menschen« – wie es so schön in der Präambel unseres Grundgesetzes heißt (übrigens von Theodor Heuss formuliert).

Jenes lutherische »Hier stehe ich, ich kann nicht anders...«, – vor dieser Herausforderung habe auch ich im Laufe meines vierzigjährigen Politikerinnenlebens mehr als einmal gestanden und ohne den Rückhalt von Frauen und Männern aus meiner fränkischen Wahlheimat hätte ich sie nicht bestanden – wäre ich schon längst im politischen (Aus-)Ruhestand.

Wir Älteren wissen es nur zu gut – die Jüngeren wissen es viel zu wenig: Die deutsche politische Geschichte dieses Jahrhunderts weist tiefe Brüche, schreckliche Irrtümer und selbstverschuldete Katastrophen auf. Allein in seiner ersten Hälfte haben wir vier verschiedene Staatsformen (das Kaiserreich, die Weimarer Republik, das Dritte Reich und die Bundesrepublik Deutschland) erlebt, von denen jede sozusagen der Feind der vorangegangenen war. Allerdings war allen Regimen bis 1945 eine autoritäre und obrigkeitsstaatliche Politiktradition mit entsprechenden Denk- und Verhaltensmustern gemeinsam. Deshalb erwies es sich auch nach 1945, also in der Nach-Hitlerzeit, als notwendig (aber auch als überaus schwierig), sich nicht nur vom Nationalsozialismus, sondern auch und vor allem von diesen traditionellen Denk- und Verhaltensmustern zu befreien und anstelle der überkommenen neue und demokratische zu setzen.

Die 61 Väter und vier Mütter unseres Grundgesetzes waren sich dessen bewußt – wie die Protokolle des Parlama-

910
419 EG 91011

rischen Rates ausweisen. Unter erschwerten äußeren Bedingungen und mit unglaublichem Fleiß und Einsatz haben sie dieses Werk innerhalb von nur neun Monaten vollbracht. Vom Leid der Verfolgung und der Erfahrung des Scheiterns gezeichnet, waren sie beseelt, die Voraussetzungen für einen wirklich erfolgversprechenden neuen Anfang zu schaffen. Und das ist ihnen meisterhaft gelungen. Ich erinnere nur an den Katalog der Grundrechte und ihre gerichtliche Nachprüfbarkeit, an die garantierte Gleichberechtigung von Mann und Frau, an die Vorsorge für Verfassungs- und Regierungskrisen, an den Schutz des Eigentums und der körperlichen Unversehrtheit. Welche Errungenschaften sind das alles – und wie attraktiv sie für die Deutschen sind, die sie seit 1945 entbehren mußten, können wir nun seit Wochen miterleben.

Damals – vor vierzig Jahren – interessierte uns das noch herzlich wenig. Die Verfassung, in der wir damals waren, war reichlich paradox und widersprüchlich! Einerseits fühlten wir uns »erlöst« und »befreit«. Aber wir waren auch »vernichtet« und »zerstört« in unserer materiellen, politischen und vor allem in unserer geistig-sittlichen Existenz. Die sogenannte »Stunde Null« am 8. Mai 1945 war also gar keine Stunde NULL, sie konnte es gar nicht sein. Eher war es ein abrupter Übergang von der Hitler- in die Nach-Hitler-Zeit. Buchstäblich über Nacht war der braune Spuk wie von Geisterhand zerstoßen.

Ich erinnere mich noch gut, wie urplötzlich braune Uniformen und Embleme vom Erdboden verschwunden waren. Von Werwölfen keine Spur mehr. In Starnberg, wo ich Ende und Anfang erlebte, hingen von einer Stunde zur anderen statt Hakenkreuzfahnen weiße Betttücher oder weiß-blaue Bayernfahnen aus den Fenstern. Statt Marschmusik gab es jetzt Jazz und statt Durchhalteparolen wie »Wir wollen weitemarschieren, bis alles in Scherben fällt«, wollte nun niemand mehr weitemarschieren – die Hitler-Diktatur war in Scherben gefallen, und Deutschland gehörte nicht einmal mehr den Deutschen. Die zivilisierte Welt haßte und verachtete uns.

Auf diese Ausgangssituation zurückblickend, möchte ich behaupten: So hoffnungs- und erwartungsvoll alsbald nach Kriegsende neues geistiges und kulturelles Leben aus den Ruinen sproß, so wenig erwartungsfroh war der politische Neuanfang. Wer sollte – durfte – wollte Verantwortung übernehmen? Die anglo-amerikanischen Besatzungsmächte hatten eine sogenannte »weiße Liste« mitgebracht; das war eine Personenkartei mit etwa 1500 Namen, die als ausgewiesene Anti-Nazis nun zum politischen und kulturellen Neuanfang herangezogen werden sollten.

Gottlob gab es in Wirklichkeit natürlich wesentlich mehr davon. Vor allem gab es viele jüngere, den Amerikanern nicht bekannte »Anti-«, »Nicht-« oder »Nicht-mehr-« Nazis, die von Anbeginn ungeheuer engagiert und von der Chance des Neubeginns geradezu besessen waren. Zu dieser Kategorie zählte ich mich, gerade 24 Jahre jung. Wie durch ein Wunder hatte ich in München das Inferno des Krieges und den braunen Terror, dem Angehörige meiner Familie und meiner Altersgefährten zum Opfer gefallen waren, mit Hilfe meines mutigen Doktorvaters, des Nobelpreisträgers Heinrich Wieland, äußerlich unbeschädigt überlebt. Nun war ich entschlossen und voller Tatkraft, am Neuanfang mitzuarbeiten: »Nie wieder« – nie wieder sollte so etwas wie der Nationalsozialismus in Deutschland möglich sein!

Es brach etwas auf... und alles war voller Ankunft... und wenn es nicht so viel Not und Elend rund um mein neues Lebensgefühl gegeben hätte, diese erste Nachkriegszeit würde ich als die fruchtbarste meines Lebens bezeichnen.

Auch durchlebte ich eine differenzierte Nachdenklichkeit. Mich dauerten die ungezählten, äußerlich und innerlich verwundeten jungen Männer meiner Generation, die in ihrer großen Mehrheit noch vor wenigen Monaten an den »Führer«, an den Endsieg und die Überlegenheit der deutschen Waffen und der arischen Rasse geglaubt hatten. Ich konnte mir gut vorstellen, daß sie nun als »Besiegte« mit der Freiheit der »Sieger« nicht viel anfangen konnten, daß sie verbittert sein und sich um ihre Jugend betrogen fühlen mußten. Den-

noch wurde mir klar: Auf diese, auf unsere Generation würde es in Zukunft ankommen. Wir waren diejenigen, die, noch jung, stark, lern- und umkehrfähig, ganz von vorn anfangen konnten. Nicht im »Büßergewand«, wie uns heute oft abschätzig vorgeworfen wird, sondern im Bewußtsein unserer Erfahrung des Scheiterns und unserer Einsicht in die Mitverantwortung »vor Gott und den Menschen« für das Geschehene.

Ich erlebte damals – zum ersten Mal ganz bewußt – das, was man heute einen emanzipatorischen Prozeß nennt. Ich begann, politisch eigenständig zu denken, und so erging es damals vielen – vor allem jüngeren – Frauen. Wir hatten das Geschehen der Kriegsjahre zwar überwiegend passiv erduldet, waren aber während dieser Zeit in eine zuvor nie gekannte Selbständigkeit hineingewachsen. Wir mußten selbständig sein, sonst wären wir samt unseren Familien zerbrochen. Dabei hatten wir – ohne jeden politischen oder gesellschaftlichen Rückhalt – individuelle emanzipatorische Prozesse hinter uns gebracht, die sich – wie sich in den Folgejahren erwies – nicht wieder rückgängig machen ließen. Es war also nicht die in Gesetz und Verfassung garantierte Gleichberechtigung, die uns die eigenen Möglichkeiten und Verantwortlichkeiten eröffnet hat, sondern das persönliche Erleben.

So gehört auch das zu meinen Erinnerungen an den Neuanfang, daß ich fest entschlossen war, mich nie wieder in Denk- und Verhaltensmuster zwingen zu lassen, die ich nicht selber für richtig und nötig empfand. Folgerichtig schockierte ich Familie und Freunde schon gleich nach Kriegsende mit der Ankündigung, daß ich mich politisch engagieren wollte. Zunächst allerdings nur als Journalistin und mit der Feder im Rahmen der mir zuwachsenden Aufträge als junge wissenschaftliche Mitarbeiterin im amerikanisch-deutschen Redaktionsstab der »Neuen Zeitung«.

Den letzten Ausschlag für ein aktives politisches Engagement gab die persönliche Begegnung mit dem damaligen Stuttgarter Kult(us)minister Theodor Heuss im Oktober 1946: Aktiv *und* passiv wahlberechtigt war ich nun ja mit 25

Jahren, und so stand Ende 1947 einer Kandidatur für den Münchner Stadtrat nichts mehr im Wege.

Ich wurde tatsächlich gewählt! Am 28. Mai 1948, kurz vor der Währungsreform – dank des neu eingeführten Stimmen-Häufelns und mit Hilfe von sechs handgewerkelten Plakaten mit der Aufschrift »Verjüngt den Stadtrat, wählt Hildegard Brücher«. Unter 40 vom Unheil und Unglück gezeichneten und geläuterten Stadtrats-Kollegen war ich die mit Abstand Jüngste. »Miß Stadtrat« lautete die Überschrift in der neugegründeten »Abendzeitung«.

»Parteihader« im heutigen Sinn gab es unter uns nicht, kaum je persönliche Fehden. – Wir hatten alle ein gemeinsames Ziel: den Wiederaufbau und – nie wieder Diktatur! Natürlich verlief in Wirklichkeit alles sehr viel schwieriger, wechsellvoller und weniger idealistisch.

Wenn man sich auf überfüllten Bahnhöfen in überfüllte Züge drängelte, wenn die Lebensmittelrationen neuerlich gekürzt wurden und der Schwarzmarkt blühte, immer dann höhnte es verbittert: »Da habt ihr sie nun, eure Demokratie.« – Ja, da hatten wir sie!

Als Münchner Stadträtin und seit 1950 als bayerische Landtagsabgeordnete erlebte ich sie mit Eifer und Zorn, lernte Erfolg und Niederlage zu ertragen und »Bretterbohren« im Max Weberschen Sinne. Es folgten dann die seltsam verkraupften Jahre des Wirtschaftswunders – die Jahre der ersten großen Verdrängung der schrecklichen Geschehnisse, die mich in eine oft beinahe verzweifelte Enttäuschung und Opposition drängten. Mein jahrzehntelanger Kampf für Gemeinschaftsschulen, akademische Lehrerbildung, gleichberechtigte Mädchenbildung und Bildungschancen, für Demokratisierung der Gesellschaft und für Toleranz im Umgang mit Andersdenkenden beschreibt die heiß umkämpften Stationen eines mühsamen Demokratisierungsprozesses.

In der Mitte der sechziger Jahre begann die Zeit des persönlichen politischen und sozialen Engagements, der Bürgerinitiativen, der Frauen- und später der Friedensbewegungen etc. Die mühsame und wechsellvolle Entwicklung unserer Demokratie macht deutlich, weshalb unsere Demokratie

zwar äußerlich gefestigt, innerlich aber oft instabil, ja gefährdet erscheint. Zwar glaube ich nicht, daß sie neuerlich hinweggefegt werden könnte wie Anfang der dreißiger Jahre. Dennoch verpflichtet uns unser »geschichtliches Leid«, Demokratie nicht erkämpft zu haben, mit den demokratischen Errungenschaften pfleglich umzugehen, ihre Fundamente zu festigen und neuen Versuchungen zu widerstehen. Die zahlreichen politischen Affären und Skandale der letzten Jahre waren Alarmzeichen, die wir leider zu rasch wieder verdrängt haben. Unsere gute Verfassung allein garantiert uns das nicht. Es kommt auf die gelebte und erlebte Verfassung an, und das ist die eigentliche Bewährungsprobe.

→
Appl
gelebte
erlebte
Verfassung

Ich wollte nicht nur Opfer sein

RENATE HELLWIG

00 — Mit zehn Jahren soll ich meinen Verwandten schon erklärt haben, entweder ich heirate und habe Kinder oder ich gehe in die Politik. Und so ist es dann auch gekommen: Ich habe nicht geheiratet, sondern bin in die Politik gegangen. Jetzt, mit 50 Jahren, beschäftigt mich sehr die eine Frage: Warum war ich schon mit zehn Jahren der Meinung, daß diese beiden Ziele sich gegenseitig ausschließen? War das eine ganz von mir selbst geborene, fixe Idee, daß ich nur das eine oder das andere tun wollte, oder kam ich aufgrund der genauen Beobachtung meiner Umwelt zu dem Ergebnis, daß ich wahrscheinlich nur das eine oder das andere werde tun können? Dieses »oder« hat mich seitdem nicht mehr verlassen.

← Eine persönliche Beziehung zerbrach bei mir meist an der Frage meines männlichen Partners, ob ich bereit sei, »sein« Kindern eine gute Mutter zu sein. Ich wäre sehr gerne eine gute Mutter gewesen, aber keine gute im herkömmlichen Sinn, keine »Verzichtsmutter« zugunsten der Kinder, sondern eine Mutter, die ihr Leben weiterlebt, trotz Kindern und darauf vertraut, daß sie auch groß und kräftig und selbstbewußt werden, ohne daß ihre Mutter in ihnen ihren ganzen Lebensinhalt sieht.

← Mein Traum war immer mehr und ist es auch heute noch, daß zukünftig zehnjährige Mädchen ebenso selbstverständlich wie zehnjährige Jungen für sich beschließen können: »Ich werde heiraten, Kinder haben *und* in die Politik gehen.« Dabei gilt es die Frage zu klären: Ist wirklich der Mann von Natur aus mehr für den Beruf und die Frau von Natur aus mehr für die Familie bestimmt? Im Handwerks- und Geschäftshaushalt meiner Eltern gab es diese Rollenklischees nicht. Ich glaube immer noch, daß dieser gemischte Alltag meiner Eltern aus Beruf und Familie sich auch auf moderne Berufs- und Lebensformen übertragen läßt. Mehr

»Durchmischung« der Kinder- und Berufswelt hat für mich nichts Abschreckendes. Dennoch empfinde ich es als seelisch belastend, ein ganzes Leben lang diese Meinung gegen die Mehrheitsmeinung durchhalten zu müssen. Ein Trost dabei ist mir, daß es den Suffragetten des letzten Jahrhunderts, die soviel zugunsten der Frauen erreicht haben, wahrscheinlich noch schlechter ging.

Wenn ich mich frage, was eigentlich jetzt in meinem Leben diesen persönlichen Verzicht auf Kinder ein wenig aufwiegen kann, so geht es mir insbesondere um die Demokratie, und zwar gegründet auf ein christliches Menschenbild. Das klingt zunächst schrecklich hochtrabend, hat aber ganz einfach angefangen: Ich wollte mithelfen, daß unsere junge Nachkriegsdemokratie lebt und stärker wird und nie mehr im Strudel aus Fanatismus, Gewalt und Diktatur versinkt. Heute die schrecklichen seelischen und geistigen Wunden bei den Menschen in der DDR nach Jahren der Angst, des Opportunismus, der Verfolgung und Unterdrückung miterleben zu müssen, bewegt mich zutiefst.

Für mich ist Unfreiheit in einem Staat – ganz gleich ob von links oder von rechts organisiert, ideologisch oder religiös begründet – der Nährboden für alle schlechten Eigenschaften in Menschen, in jedem von uns. Nur in einem freiheitlichen, auf freien Wahlen, Rechtsstaat und Gewaltenteilung gegründeten System sehe ich die Chance der permanenten »Selbstreinigung« einer Gesellschaft. Natürlich sind auch diese öffentlichen Auseinandersetzungen mit Scham und Schmerzen verbunden. Aber anders als in Diktaturen finden sie eben statt!

Mein frühes Interesse an der Politik lag darin begründet, daß ich nicht nur Opfer, sondern Mitgestalterin gesellschaftlicher Prozesse sein wollte. Heute sehe ich, daß ich früher die Einflußmöglichkeiten von Staatssekretären und Abgeordneten gewaltig überschätzte. Und doch ist es auch notwendig, als Rädchen im Getriebe seinen eigenen Beitrag einzubringen, selbst auf die Gefahr hin, daß er gelegentlich stört. Moral und Macht erlebe ich in einem starken Spannungsverhältnis. Der/die Abgeordnete als Idealfigur ist ein

allein dem Gewissen unterworfenen »Mitgesetzgeber«, der die Spielregeln mit festlegt, denen sich »das Volk« in seinem Zusammenleben unterwerfen muß, wenn Demokratie funktionieren soll. Die Bürger haben es besser als die Abgeordneten. Sie können auf die »schlechten Spielregeln« schimpfen, die Abgeordneten verantworten sie vor ihrem Gewissen.

Die Befragung meines Gewissens kostet mich im Laufe der Jahre immer mehr Kraft und Zeit: Selbstlügen und Beschönigungen aufdecken, Pflicht zur konstruktiven Zusammenarbeit in der Partei, in der Fraktion ausloten, Eitelkeiten überwinden, Verletzungen an sich und anderen heilen: Das sind sicher Aufgaben, die sich tagtäglich jedem von uns stellen. Aber bei uns Politikern geht es halt nicht nur um das eigene »Durchkommen« und das der Familie. Die persönliche Verfehlung kann sich zum gesellschaftlichen Desaster auswachsen.

Manchmal frage ich mich, wie ich überhaupt so kühn sein konnte, mir diese Verantwortung zuzutrauen. Nur der Vergleich mit all denen um mich herum, die sich das ebenfalls zutrauen, bestärkt in mir die Zuversicht, daß auch die Politik in der Demokratie von ganz normalen Menschen gemacht wird und die Demokratie diese normalen Menschen, die sich in ihr engagieren, auch dringend braucht. Auch die Frauen, mehr Frauen als bisher.

Frauen sind keine Macher

EVA RÜHMKORF

1, 35, Dipl. Psych., 9. Semester
90 Min. Hülfs, B. Lehramt

Im Nachdenken über die Welt hat es für Männer bislang niemals eine Rolle gespielt, daß sie Männer sind. Für sie ist es immer selbstverständlich gewesen, daß sie die Fragen gestellt, daß sie geplant und miteinander gehandelt haben; der zunehmende Fortschritt hat sie durchaus mit Stolz erfüllt. Der Weg von Frauen in die Politik ist – mit wenigen Ausnahmen – ein anderer als der männlicher Politiker. So wie unsere Großmütter sich das Wahlrecht erkämpfen mußten gegen die Vorbehalte und Vorurteile in den männlich-dominierten Parteien, erlangen wir heute politische Ämter und Funktionen meist, obwohl oder weil wir Frauen sind. Wir sind also noch weit entfernt von der Normalität, von der selbstverständlichen, gleichberechtigten Mitgestaltung einer Gesellschaft, deren Hälfte wir sind.

Und: Frauen, die heute politische Ämter wahrnehmen, sind fast ausnahmslos geprägt von der Frauenbewegung, haben aktiv teilgenommen an der kritischen Diskussion über das Verhältnis von Frauen zur Macht, haben sich bewußt dafür entschieden, nicht länger »das andere Geschlecht« zu sein, abgeleitet von dem »einen« Geschlecht, dem Mensch – Mann.

Das hat Konsequenzen; Konsequenzen für die Wahrnehmung durch die anderen, Konsequenzen aber auch für die Erwartungen an uns selbst.

Dreifach-Strategie der Frauen

Den »68ern« reichte noch eine Doppelstrategie als Denkmodell für gesellschaftliche Veränderungen; Frauen müssen eine Dreifach-Strategie entwickeln:

- 3/
- Veränderung der Institution durch veränderte Fragestellungen und Handlungsweisen,
 - ständige kritische Reflexion des eigenen Verhaltens als Voraussetzung für verändertes und veränderndes Handeln,
 - 2 - Frauenförderung (Entwickeln von Frauennetzwerken über alle Ebenen gesellschaftlicher Hierarchien anstelle der bisher bewährten »Männer-Seilschaften«).

Da Frauen als Politikerinnen noch immer Ausnahmeerscheinungen sind – auch da, wo sie nicht mehr als einzelne oder erste Aufgaben übernehmen – wird ihr Wirken von den Skeptikern, die sich nicht nur im Lager der politischen Gegner befinden, stets auch unter dem Aspekt betrachtet, ob und wie sie sich als Frauen verhalten.

Auch ich habe das in den zurückliegenden 22 Jahren so erlebt und empfunden. In den 60er und 70er Jahren, als ich (als erste Frau in Hamburg) im Strafvollzug gearbeitet habe; in den 70er und 80er Jahren, als ich die (in der Bundesrepublik erste) Hamburger »Leitstelle Gleichstellung der Frau« aufbaute. Stets waren die Erwartungen der Reformfreudigen unerfüllbar hoch, die Befürchtungen der Skeptiker und Gegner unangemessen überzogen. Als Ministerin für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur in Schleswig-Holstein erlebe ich dieses Spannungsfeld widersprüchlicher Erwartungen besonders kraß. In 38 Jahren Oppositionszeit haben sich bei den Anhängerinnen und Wählern der SPD Hoffnungen und Versprechungen so angestaut, daß von diesen nachdenklich-pragmatisches Vorgehen als weiblich-zaghaft oder zögerlich erlebt wird. Ich solle »endlich mal mit der Faust auf den Tisch schlagen« und »Köpfe rollen lassen«, wird von mir verlangt. Und der Hinweis, daß zum Beispiel die Einführung von Gesamtschulen nicht ohne vorangehende Überzeugungsarbeit im CDU-geprägten Apparat realisiert werden kann, wird ungeduldig mit »so gutmütig wäre ich nicht« quittiert.

Diese Art der Auseinandersetzung fällt mir schwer, weil ich mich an Fakten orientiere, an vorzeigbaren Arbeitsergebnissen, an ehrlicher Argumentation. Da ist bisweilen die

Versuchung groß, dem bohrenden Verlangen der Öffentlichkeit nachzugeben, auf diese widersprüchlichen Anforderungen mit Versprechungen oder anderen verbalen Tricks zu reagieren. Und es ist schwer, auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben. Aber da stehe ich fest. Ich gebe keine Garantien für etwas, von dem abzusehen ist, daß ich es nicht einhalten kann. Ich bin keine Verkündigungsministerin. Und ich weiß, daß ich aushalten muß, daß mir meine Stärke als Schwäche ausgelegt werden kann, weil sie nicht in das Raster der üblichen Erwartungen paßt.

Überzeugung statt Überreden

Meine Stärke – und, soweit ich es sehe, die der meisten Politikerinnen im Unterschied zu unseren männlichen Kollegen: Ich weiß, daß Reformprozesse sich entwickeln müssen. Ich baue auf Überzeugung statt auf Überreden. Ich will keine Nebelbomben werfen, aus denen rosa Wolken gezauert werden. Ich will Politik gestalten, Themen bearbeiten und nicht Schlagzeilen formulieren. Das ist unsere große Chance – über alle Fraktionen hinweg. Frauen sind Gestalterinnen, keine Macher. Zur männlichen Strategie gehört es, ein Thema zu besetzen, als gelte es, im Wilden Westen einen Claim abzustecken. Sprechen wir doch lieber von der Benennung von Themen, von Aufklärung, von neuen Sichtweisen oder neuen Ideen.

Ich weiß, Politik hat auch immer mit öffentlicher Meinung zu tun. Und die Öffentlichkeit will die Schlagzeile, will das Versprechen, die Sensation, auch den Skandal. Sie genießt diese atemlose Oberflächlichkeit. So wird denn manche politische Entscheidung getroffen, um eine »tolle Botschaft« zu transportieren, weil die Gelegenheit dafür günstig scheint. Wer diesen Hunger nach »tollen Botschaften« gut befriedigen kann, wer schöne Schlagzeilen liefert, wer rosa Wolken zaubert, der versteht das Geschäft der Politik. Muß das so sein?

»The medium is message« habe ich in meinem ersten Berufsfeld, der Marktforschung, gelernt. Aber war es nicht gerade diese Botschaft, die mich veranlaßt hat, den Beruf zu wechseln, die Welt der schönen Verpackungen und tönenden Slogans zu verlassen und mein Wissen und Können einzusetzen für Reformpolitik?

Unspektakuläre Politik

Dieselbe Öffentlichkeit, die nach Effekten giert, beklagt zugleich den Verfall des Ansehens von Politik. Sie konstatiert, daß »denen da oben« doch nicht geglaubt werden kann und erhofft zugleich das Unglaubliche. Ein spannendes Räuber- und-Gendarm-Spiel mit wechselnden Rollen. Können sich Politikerinnen diesem Spiel entziehen? Sicherlich nicht. Wir müssen zumindest die Spielregeln kennen, bevor wir versuchen, unsere eigenen Regeln durchzusetzen. Auch ich habe nichts gegen Schlagzeilen. Auch ich will die Ergebnisse meiner Arbeit sichtbar machen, aber eben die Ergebnisse und nicht vage Vorstellungen, utopische Entwürfe. Das ist unspektakulär, das irritiert, paßt nicht in das Wahrnehmungsraster von »der Politik«. Doch Menschen, mit denen ich im politischen Alltag direkt zu tun habe, bestärken und stützen mich in dieser Haltung. Sie erinnern sich und mich daran, daß die SPD Schleswig-Holsteins einmal unter dem Motto Wahlkampf geführt hat: »Stell Dir vor, es gibt eine Regierung, die hört Dir zu!«.

Politik, Reformpolitik, Frauenpolitik kann sich im Zuhören nicht erschöpfen. Gestaltende Politik heißt auch: Umgang mit Macht; heißt akzeptieren, daß ich Teil des Ressorts bin, für das ich Verantwortung trage, und daß ich für das Handeln des »Apparates« auch verantwortlich gemacht werde. Ich muß die Verwaltungsabläufe kennen, muß sie souverän beherrschen, erst so gewinne ich die Chance, sie mit den Menschen und für die Menschen zu verändern.

Macht nicht als Selbstzweck

Ich akzeptiere die Macht und bin auch bereit, sie einzusetzen. Macht ist jedoch für mich nicht Selbstzweck, und Politik ist für mich gesellschaftlich notwendige Arbeit. Frauen kämpfen seit Jahrzehnten in allen Parteien und Institutionen um ihren Anteil an gesellschaftlicher Macht. Seit das Ende der Bescheidenheit angesagt ist – so habe ich das Gefühl –, werden die Ritter ziemlich unritterlich, wenn sie merken, daß es nicht mehr um den Austausch unverbindlicher Höflichkeiten geht, sondern um Einflußnahme. Da ist Wachsamkeit geboten, da muß auch mein Status als Ministerin genutzt werden, wenn ich bemerke, daß Hinhören, Hinsehen, Nachdenklichkeit und Verstehen als Schwäche ausgenutzt werden. Ich nehme niemanden in den »Schwitzkasten«, damit er oder sie meine Position zur Kenntnis nimmt, strebe nicht Unterwerfung an. Zum Zuhören aber gehört auch ein Partner, gehört auch, daß ich meinem Gegenüber deutlich mache, wo die Grenzen der Forderungen an die Sache – aber auch an mich! – sind. In solchen Situationen mögen sich die Grenzen zwischen Männer- und Frauenpolitik verwischen, besteht ein Unterschied lediglich in der Wahl der Worte und Methoden.

Die Erwartung an Frauen in der Politik ist begrenzt und grenzenlos zugleich. Frauen sollen eine andere Politik machen. Richtig. Frauen werden an der männlichen Art, Politik zu machen, gemessen. Auch richtig, denn noch gibt es zu wenige lebende weibliche Vorbilder für Politikerinnen, hat jede von uns selbst die Aufgabe, anderen Vorbild und Modell für politisches Handeln zu sein.

Frauen in der Politik – eine Chance für die Gesellschaft – aber auch die Gefahr, daß wir zu Anwärtnerinnen auf Vollkommenheit stilisiert werden und daran zerbrechen, wenn wir uns diesen Anspruch zu eigen machen. »Ich mache täglich an mir die Erfahrung«, läßt Agnes Sapper ihre Mutter in einem Brief sagen, »daß es nichts übleres gibt, als in einem Gehetze zu leben mit dem Bewußtsein, seine Sache unmöglich ganz gut machen zu können; auch kann man ohne eine

gewisse Behaglichkeit keinen guten Humor haben und mit einem schlechten Humor verpuscht man alles.«

Die gute Mutter

EVA JAEGGI

1934, Prof., TU Berlin
Kern. Psych.

Die gesellschaftliche Situation der modernen Frau als Mutter zwingt sie, große Teile ihres Selbstbewußtseins vorwiegend über ihre Kinder als ihr individuelles »Produkt« zu suchen und gibt daher der Mutter-Kind-Beziehung eine ganz besondere emotionale Färbung, sie erzeugt meist lebenslange Abhängigkeit, die sich unheilvoll besonders auf die Töchter auswirkt. Margarete Mitscherlich-Nielsen spricht daher von der »Vereitelung der weiblichen Emanzipation durch die Mütter«.

Moderne Frauen geraten – wenn sie den Gesetzen der Reproduktion folgen wollen – unfehlbar in einen Widerspruch zwischen Anspruch auf Unabhängigkeit und berufliche Selbstverwirklichung (und damit: Teilhabe an der Kultur) und den Qualitäten, die eine »gute Mutter« ausmachen: Ruhe, Zurückgezogenheit, Fürsorge im Binnenraum der Familie. Das Kind, dem solche Opfer gebracht werden, wird daher emotional ungemein hoch aufgeladen und dient der Selbstwertsteigerung. Hier liegt eine der Wurzeln der vielbe-redeten modernen »Narzißmus«-Probleme. Übermäßige Nähe, verbunden mit emotionalen Ressentiments bürdet den Müttern alle Schuld an später »Frühgestörten« auf.

Mario Erdheim folgert in seinem Adoleszenz-Essay, daß eine gelungene Adoleszenz damit endet, daß der jugendliche Narzißmus in der Realität der Arbeit mündet und sich dort – innerhalb der Grenzen der Realität – kreativ entfalten kann. Wir können also davon ausgehen, daß es Frauen in dieser Hinsicht wesentlich schwerer haben als Männer.

Keineswegs verläuft die weibliche Adoleszenz, daß Erwachsenwerden, gleich wie die männliche. Das künftige Dilemma zwischen Arbeit und Familie wirft seine Schatten voraus: Die Schulleistungen der Mädchen, die bisher denen der Jungen überlegen waren, werden schwächer. Bezie-

hungsprobleme nehmen einen größeren Raum ein als auf der männlichen Seite. Die Handhabung technisch-mathematischer Gegenstände (also solcher, die unsere Zivilisation zentral prägen) wird eindeutig desinteressierter betrieben. Noch immer sind die Zukunftsansätze der 14- bis 16jährigen Mädchen voll von konventionellen Idealen, was emanzipierte Frauen immer wieder von neuem entsetzt.

Daneben greift der Beruf mit seinen Ich-Ideal-stiftenden Aspekten zwar auch ein, aber sehr häufig bleiben die Mädchen mit ihren »Traumberufen« hinter den Jungen zurück, und das bezieht sich auf Qualifikation und kulturprägende Relevanz. Krankenschwester, Lehrerin, Sozialarbeiterin, Erzieherin als Berufswünsche überwiegen noch immer bei weitem die einer Flugzeugingenieurin, Automechanikerin oder Biochemikerin. Man kann daran – und dies geschieht Gott sei Dank seit Jahren! – natürlich per Werbung ein wenig »drehen«. Aber nur mit Zwang (wie in der DDR) kann ein wirklich größerer Durchbruch erzielt werden.

Gefangene der Familienstrukturen

Wer oder was aber wirft hier »Schatten«? Es ist zweifellos die Vorstellung des vorhersehbaren Dilemmas, die Bedrohung durch die Vorstellung, man werde künftigen Aufgaben nicht gerecht, und zwar nach keiner Seite hin. Die angestrebten Berufe sind immer ein Kompromiß zwischen Intimität und dem Leben »draußen«. Kompromisse haben den Nachteil, daß man sich mit keiner Tendenz ganz identifiziert. Das aber heißt: auch in der Adoleszenz gelingt vielen Frauen die Ablösung vom Ideal des Familiären nur schlecht. Sie bleiben mehr als männliche Jugendliche Gefangene der Familienstrukturen, und das wirkt sich auch im Faktischen aus: sie kümmern sich mehr um ihre Eltern, bleiben eher zu Hause oder verbringen dort ihre Ferien und werden nach wie vor mehr »eingespannt« für familiäre Pflichten.

Ist die Aufrechterhaltung des narzißtischen Gleichgewichts im Zusammenhang mit schulischen und beruflichen

Leistungen noch leidlich gelungen, so ändert sich dies mit dem Entschluß zur Mutterschaft vehement. Frauen fühlen sich in dieser Situation sehr alleingelassen. Die eindrucksvollen Aufstiegsstatistiken zeigen in aller Deutlichkeit, wie wenig die Gesellschaft das Mutterdasein honoriert. Frauen stehen beruflich einfach hintenan.

Nun muß also der Versuch der adoleszenten Lösung, den Narzißmus in eine kreative Realitätsgestaltung einzubauen, wieder fallengelassen werden. Was bleibt, sind narzißtische Fantasien, die sich um die Kinder ranken. Das Heer jener auffallend musikalischen, sportbegabten, intelligenten und gestalterisch talentierten Drei-, Vier-, Fünfjährigen würde zu ungemein großen Hoffnungen für Wissenschaft und Kultur berechtigen, wüßte man nicht, daß die allermeisten nichts anderes sind als braver Durchschnitt. Ein Gutteil der Kritik an Lehrern und Schule kommt aus der Enttäuschung. Hat eine kleine Intelligenzbestie nur Zweien und Dreien im Zeugnis und wird auch ihr phänomenales Zeichentalent nicht anerkannt, muß natürlich die verfehlte und veraltete Pädagogik schuld daran sein, mit der die Kreativität erstickt wurde.

»Mutter-Kind-Spiele«

Größenfantasien aber schwächen das Realitätsbewußtsein, stören nicht entsprechende Handlungsvollzüge und hindern viele Frauen daran, wieder auf einem qualifizierten Niveau in ihren Beruf einzusteigen. Das Schicksal der künftigen Genies ist wichtiger. Sehr oft werden Frauen am Wiedereinstieg gehindert, ebenso oft aber wollen sie ihn auch nicht. Jahrelang spielen auch qualifizierte Frauen »Mutter-Kind-«-Spiele, sind die Chauffeusen ihrer Kinder auf dem Wege zur musikalischen Früherziehung, zu Pantomime und zum Kunstturnen und verdienen daneben noch etwas Geld mit eingeschränkten Tätigkeiten. Meist fühlen sie sich überlastet, und das sicher nicht nur durch die reale Fülle der Arbeit, sondern auch durch die Unlust, die solche Kompromißlösungen, ge-

paart mit viel irrealen Fantasien, nach sich ziehen. Dies ist kein besonders interessanter Lebensentwurf für junge Mädchen. Die zwiespältigen Beziehungen zwischen Müttern und Töchtern haben zum Teil auch hier ihre Ursache.

Hier müssen vermutlich auch die Mechanismen von Neid und Neidabwehr erwähnt werden. Auf der bewußten Ebene ist zwar in einigermaßen aufgeklärten Familien alles klar: Die Tochter soll es »besser« haben als die ewig unzufriedene Mutter mit ihrem nie erfüllten Anspruch auf ein glänzendes Leben »in der Welt«, da draußen. Die innere Welt aber sieht ganz anders aus, so daß die Tochter noch immer unfreier erzogen wird als der Sohn. Die Töchter wiederum dürfen aber den Neid der Mütter nicht an sich heranlassen und ihm nicht allzuviel Nahrung geben. Und so sind sie immer wieder bereit, loyal zur Mutter-Tradition zu stehen und in Identifikationen zur Mutter ihre familiären Pflichten aufzufassen. Natürlich dreht sich hier das Rad in unheilvoller Weise, und ein neuerer Zyklus beginnt: emotional hoch gebunden, können sich die jungen Frauen nur schwer freimachen und sehen als Ausweg immer wieder den gleichen Kompromiß. Der Schatten neuer Mutterschaft kündigt sich an.

Auch für männliche Jugendliche ist es schwer, dieser Symbiose, aus der kein rettender Vater heraushilft, zu entfliehen. Bei ihnen sind aber doch noch andere Mechanismen – vor allem die gesellschaftlichen Vorbilder – am Werk, um den Übergang von der Realität zur Arbeit zu erleichtern. Außerdem ist der »Drang« nach draußen oft auch eine Flucht vor der übermäßig begehrlchen Mutter, die den kleinen Jungen doppelt an sich gebunden hat, durch Verwöhnung und durch Bewunderung seines Geschlechts. Diese Mischung erscheint vielen Männern bedrohlich. Die Angst vor dem allmächtigen Mutter-Bild läßt sie eher den Weg nach draußen finden, als dies bei jungen Frauen der Fall ist. Bezahlt wird dies bei Männern oft mit der ewig schizoiden Nähe und Abwehr gegenüber allen Frauen.

Feminismus, dem es nicht gelingt, die Spaltungsmechanismen männlich/weiblich reflexiv zu überbrücken, hat wenig Chancen, den Frauen zu helfen.

Das Paradies gibt es nicht

Was folgt daraus? Natürlich: nichts. Zumindest nicht sofort. Konkrete Aktionen zur Frauenemanzipation werden Gott sei Dank und mit doch ein wenig mehr Erfolg als bisher von Politikerinnen (feministischen und nichtfeministischen übrigens) durchgeführt. Hier gibt es nichts als den harten Weg der Quotierung, der Beschaffung von Kitas, Horten etc. mit allen Vor- und Nachbereitungen. Dies alles aber kann nur dann wirklich eingreifen ins Leben der Frauen, wenn sie den Weg der Auseinandersetzung mit dem »Draußen« wirklich gehen wollen, besser: wenn sie ihn wollen können. Falsche Ideologien aufzugeben, kann beiden Geschlechtern helfen. Falsche Ideologien werden aber nicht aufgegeben, indem man »Gegenideologien« erzeugt, sondern indem man sie zu hinterfragen lernt. Symbiose, Nähe, Wärme, Natur sind nicht naturgegeben, nicht anthropologisch konstant, die Familie in unserem Sinne ist es natürlich schon gar nicht.

Hilfreich kann es aber für Männer und Frauen sein, wenn solche Festsetzungen reflektierend überwunden werden: die ernsthafte und immer wieder neue Zurückweisung einer endgültigen Spaltung von männlicher und weiblicher Welt, die trotzdem Spannungen zwischen den Geschlechtern anerkennt, die einseitige Zuordnung der Familienwelt zu den Frauen sowie ihre dadurch erfolgende Verabsolutierung. Über Veränderung müßten Frauen und Männer gemeinsam nachdenken, wenn sie der Vorherrschaft instrumenteller Vernunft und ihrer Zerstörungskraft eine Absage erteilen wollen.

Das Paradies mit seiner archetypischen Mütterlichkeit wird es nicht sein, das uns erwartet. Aber bekanntlich hatte sich ja schon dort der zerstörerische Phallus in Gestalt der Schlange eingeschlichen. Das Paradies gibt es nicht, so wenig wie es je über längere Zeit Herrschaftsfreiheit gegeben hat. Es gibt aber menschlichere und unmenschlichere Gesellschaften. Vielleicht gelingt es uns, zu verhindern, daß die destruktive Kraft der Spaltung uns ins Verderben treibt.

Der Professor

BARBARA KAMPRAD

407 Jura, Substantiv

Wie der schon rumläuft! Röhrenhosen und Springerstiefel. Obszöne Sprüche auf der zerfetzten Jacke. Ketten um die Taille, schmutzige Tücher um den Hals. Seit Jahren schnibbeln Mädchen an seinen Haaren herum, die mal Friseur werden wollten, es zum Glück aber nicht geworden sind. Das Gesamtkunstwerk ist mal grün, mal hennarot, meist schwarz. Mit billigen Hausmitteln gefärbt, mit Zuckerwasser widerborstig getrimmt. Mit seinen 24 Jahren gehört er zu den Altvorderen der Punk-Szene. Er wird bevorzugt herausgepickt bei Polizei- und U-Bahn-Kontrollen. Sein Name ist in beiden Computern gespeichert. Jugendstrafe, abgeleistet durch gemeinnützige Arbeit in einem Altenheim, eingehandelt in der ungesunden Mischung aus Angeberei, Dummheit und Suff. Bei einem wie ihm reicht es schon, wenn ein Spezi sagt: »Ey Alter, Du hast doch was aufm Kasten. Wir drehen 'n Ding. Mach' mit!«

Klar macht er mit. Knackt mit den Kumpels nächstens einen Kiosk, macht Licht an und wärmt Würstchen. Die Polizeistreife braucht die Buben nur noch einzusammeln.

Im Knast war er auch, wegen Schwarzfahrens. »Fahrgelderschleichung«, wie es im Amtsdeutsch heißt. Wie oft sie ihn erwischt haben, weiß er nicht genau. Um die hundert Mal dürfte hinkommen. Zahlen konnte er nicht. Um es hinter sich zu bringen, hat er seine Zahnbürste eingepackt und am Gefängnistor geklingelt. Nach der ersten von vier Wochen durfte er in den offenen Vollzug, im Gemüsegarten arbeiten. Da hätte er es auch länger ausgehalten.

Seine Freunde nennen sich Ratte, Schnarch oder Eimer. Sie sehen auch so aus. Ihn nennen sie Professor. Weil er Bücher liest, richtige, nicht nur Comics. Er mag Thriller von Stephen King, aber er hat auch Gedichte von Erich Fried und Mascha Kaléko. Die Jahresberichte von amnesty inter-

national und Bücher über die Black Power-Bewegung. Songbooks von Joan Baez, Bob Dylan und den Beatles. Die verstauben allerdings. In seiner Band spielt er Heavy Metal auf der Baßgitarre. Musik, bei der den Grufties über dreißig der Kopf abfällt.

Da geht die Post ab

Wenn die Kumpels kommen, legt der Professor die Bücher aus der Hand. Mit sowas kann er bei denen nicht landen. Mit ihnen legt er die letzten Kröten zusammen und geht einen Videofilm leihen. Brutalos meistens, Horror und Porno. Danach kotzt er manchmal, aber das würde er nie zugeben. Denn bei solchen Filmen muß man tough sein, die sind geil, die kommen gut, da geht die Post ab. Und lernen kann man vielleicht auch etwas dabei – für die nächste Klopperei mit den Skinheads. Der Professor hatte schon mit zwanzig die vierten Schneidezähne.

Dabei kann er Gewalt nicht ausstehen. War immer eher ein Feigling, einer, der sich raushielt, wenn mit Argumenten nichts mehr zu machen war. Er kann gut reden und ist von hanseatischer Gelassenheit wie sein Vater. Als Kind hat niemand mit ihm gespielt. Er hatte eine häßliche Hautkrankheit mit schweren Schüben. Mütter rissen ihre Kinder schon am Sandkasten von ihm weg. Zusammengerechnet war er über fünf Jahre im Krankenhaus. Am liebsten hockte er zu Hause in seinem penibel aufgeräumten Zimmer mit den vielen Kerzen und lauter Krimskrams zum Kuschneln: Teddys, Kissen, Berberdecken. Mit elf kam er ins Internat. Mit 16 hatte er den Sonderschulabschluß. Mit 18 packte er den Hauptschulabschluß in einem alternativen Projekt in Berlin. Er war mächtig stolz. Daß einer mit nichts als Hauptschulbildung sich heutzutage am besten gleich die Kugel gibt, hat er erst viel später begriffen. Er bekam eine eigene Wohnung und Unterhalt von zu Hause. Er hatte zum ersten Mal Freunde. Die Punk-Clique sah seine schlimme Haut einfach nicht. Da zählten andere Werte. Akne und Pickel hatten die Kumpels

auch. Kratzten sich wie er. Dafür brauchte man keine Neurodermitis, da reichte es schon, sich so selten zu waschen, wie es in diesen Kreisen üblich ist.

Das Leben ist schön

Für seine Freunde tut der Professor alles. Nie vergißt er, daß sie ihn akzeptiert haben. Daß keiner »Igitt« sagt, wenn Gesicht und Hände bluten. Daß sich keiner ekelt. Nicht mal die Mädels, die er immer von weitem angeliebt hat. Eine ansprechen? Einer sagen, daß er sie nett findet? Hätte er sich nie getraut. Jetzt gibt es welche, die quatschen ihn an. Kommen ihn besuchen und freuen sich, wenn er aufkreuzt. Das Leben ist schön. Daß ihn die braven Bürger nicht mögen, kratzt ihn nicht. »Die brauchen ihre Neger«, sagt er. »Wir kommen noch nach den Türken.«

Underdogs tun sich zusammen. Wer sich vom martialischen Outfit nicht gleich abschrecken läßt und auf die Punkclique einläßt, findet hinter dem coolen Gehabe und dem Jargon der Straßenkids verletzliche, nachdenkliche junge Leute. Sie reden von Staatsknete und wissen haarklein, wo noch ein paar Mark zu holen sind. Sie lachen über die Dooften, die alle Tage von acht bis fünf arbeiten gehen. Sie leben in Abbruchhäusern und manchmal auch unter Brücken. Manchmal erzählen sie von den Träumen, die sie mal gehabt haben und angeblich längst nicht mehr haben. Da gab es eine Ausbildung, die sie gern gemacht hätten, eine Wohnung mit fließend warmem Wasser und Heizung statt Kohleofen. Reisen in südliche Länder. Sie reden von Kindern, die ganz anders erzogen würden als sie. Erzählen von ihren Alten, vom Vater, der säuft oder abgehauen ist, von der Mutter, die sie manchmal anrufen, heimlich, damit es der Alte nicht merkt. Oder die sie irgendwo in der Stadt treffen, wo sie garantiert kein Nachbar aus dem gutbürgerlichen Viertel sieht. Denn rausgeflogen sind sie alle. So einer, so eine wie sie, mit kaputten Klamotten und bunten Haaren, Schmarotzer, Rumtreiber, Asoziale, der und die darf keinen Fuß mehr

über die häusliche Schwelle setzen. Was sollen denn die Nachbarn denken? Und die Arbeitskollegen? Und die Verwandten? Wiederkommen dürfen sie, wenn der Haarschnitt stimmt und die Kleidung, wenn sie Geld verdienen und nicht mehr beim Sozialamt die Hand aufhalten. Vorher nicht.

Sie beneiden ihn

Den Professor haben sie am Anfang aufgezogen als »Mama-kind«, aber heimlich beneiden sie ihn. Er ist nicht vor die Tür gesetzt worden. Er fährt ab und zu zu seiner Mutter. Trifft seinen Vater und die Halbbrüder auf einen Schwatz. Telefoniert mit der Mutter, schreibt ihr manchmal. Und kriegt auch nach sechs Jahren noch Geld zum Leben. Streß hat er mit der Mutter auch. Ab und zu sperrt sie ihm den Unterhalt. Liegt ihm in den Ohren, er solle sich endlich entschließen, was er werden will. Kommt sich ausgenutzt vor, ist enttäuscht und sauer. Aber dann zahlt sie doch wieder seine Schulden. Schickt ihm Freßpakete. Hört nicht mehr hin, wenn der Rest der Familie ihr vorwirft, sie unterstütze diesen faulen Sack auch noch. Oder sagt: »Man kann sein Kind nicht zurückgeben, wenn es nicht so wird, wie man will. Ein Kind hat man. Nur bei Wohlverhalten zu ihm zu stehen, kann jeder. Kontakt abbrechen? Kommt überhaupt nicht in Frage.« Inzwischen fragt keiner mehr nach ihm. So ein Nichtsnutz in einer so ordentlichen Familie – es ist zu peinlich.

Der Professor hat Buchhändler werden wollen. Hat die Läden abgeklappert und gefragt. Da ist ihm zum ersten Mal aufgegangen, was Schulbildung bedeutet. Abitur wäre das mindeste, hat man ihm gesagt. Und inzwischen würden Germanistikstudenten auch schon die Abiturienten verdrängen. Ein anderer Beruf ist ihm bis heute nicht eingefallen.

Die Clique läßt ihn nicht verkommen

Ab und zu kriegt er eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, befristet auf höchstens ein halbes Jahr, damit er nur ja keine Ansprüche wie Arbeitslosengeld stellen kann. Er hat im Wasserwerk Schnee geschippt, Rasen gemäht und Rohre gestrichen. Er hat im Forst Bäume gefällt und Baumstümpfe ausgehackt. Er hat in einem Armeeshop Stiefel und Parkas verkauft. Er hat ganz gut verdient und sich seine Wünsche erfüllt: Musikinstrumente, Bücher, Platten. Hat seine Freunde eingeladen zum Chili con Carne, hat großzügig Geld verliehen, das er nie zurückkriegt. Das ist für ihn in Ordnung. Wenn er mal wieder blank ist, läßt ihn die Clique auch nicht verkommen. Ein Stück Brot findet sich noch für jeden, der hungrig vorbeikommt. Und einen Tee dazu gibt's auch. Die letzte Zigarette wird geteilt. Seit er zum ersten Mal mit Ausländern gearbeitet hat, gehen ihm die Sprüche gegen sie auf den Nerv. Bei den Hilfsarbeitern, die einen ABM-Job kriegen wie er, sind viele Ausländer. Da hat er mitgekriegt, wie die Hackordnung in diesem Land aussieht. Er hat es gut gehabt bei seinem Vorarbeiter, er ist ja Deutscher. Aber Mikis, der Grieche, und Achmed, der Türke, und Henrique, der Portugiese, sie waren der letzte Dreck. Als er die drei zu sich eingeladen und für sie gekocht hat, war er beim Vorarbeiter erledigt. Kurz darauf ist er krank geworden. Da hat man ihn entlassen. Aber die Kollegen von damals, die ausländischen, die sieht er immer noch. Schwärmt von Achmeds Pfefferminztee, von Mikis' griechischem Osterfest, von Henriques Fischtopf. Von den Ehefrauen und den Kindern und den Großeltern. Auch sie sehen seine verschorften Hände nicht, stören sich nicht am Punk-Look.

Kanacke sagt keiner mehr

Nach dieser Erfahrung hat der Professor das Prügeln gelernt. Da gab es eine geplante Aktion der Skinheads, die loszogen, »Ausländer dreschen«. Und die Punks wußten,

wo es Zoff geben sollte. Da ist der Professor zum ersten Mal mitgezogen. Das findet er immer noch gut, obwohl er fürchterlich verhaun wurde. Danach hat er mit dem Hanteltraining angefangen. Wer ihn kennt, geht ihm inzwischen aus dem Weg. »Kanake« sagt auch keiner mehr, wenn er in der Nähe ist. Er würde »'n Satz heiße Ohren« riskieren.

Weihnachten war der Professor wieder mal bei seiner Mutter. Wollte zwei, drei Tage bleiben. Zwei Wochen wurden daraus. Es hat ihm gefallen in dem überaus bürgerlichen Häuschen. Er hat ausgiebig gebadet, sich sattgegessen, ein schönes Stück Weihnachtsgeld eingesackt. Er hat sich widerstandslos einen Friseurbesuch schenken lassen, den ersten nach sieben Jahren. Mit superkurzem Haar kam er wieder. Er hat sich ganz normale Hosen gekauft. Was ihm nicht gefällt, kann er ändern. Mit Nadel und Faden geht er meisterhaft um, kochen kann er auch. Für die Mädchen in der Clique bügelt er die Blusen. Vielleicht hat er jetzt auch mal mit einem Job Glück. Die nächste ABM-Stelle tritt er in einer großen Gärtnerei an. Wenn er Spaß hat und seine Sache gut macht, kann er eine Umschulung als Garten- und Landschaftsbauer machen. Er hat auf Anhieb einen guten Draht zu seinem Chef gehabt. Und gleich ein paar nette Leute kennengelernt, die mit ihm arbeiten werden. Ein Mädchen, das ihm sehr gefallen hat. Vielleicht traut er sich diesmal, es ihm auch zu sagen.

Wie Mütter so sind: Sie hören nicht auf, zu hoffen. Der Professor ist mein Sohn.

Quote ist nicht gleich Quote

CAROLA VON BRAUN

1942

♀ Beaufth Berlin

Wie viele liberale Frauen meiner Generation, Jahrgang 1942, habe ich erst spät begriffen, daß es nicht das Pech einer einzelnen Frau ist, wenn sie härter arbeitet, in Familie und Beruf, schlechtere Absicherungs- und Aufstiegschancen hat und dafür weniger verdient als Männer. Als ich 1974 in die F.D.P. eintrat, – eine andere Partei kam für mich nie in Frage, schon aufgrund meiner Erziehung durch Eltern, die selbst aktive Liberale waren – hatten Frauen dort relativ bessere Aussichten, als in anderen Parteien. Damals brüsten wir liberalen Frauen uns, selbstverständlich im stolzen Einvernehmen mit der männlichen Mehrheit der F.D.P., daß bei uns eine überzeugende intelligente Frau immer gute Chancen hat. Deshalb hielten wir damals auch nichts von Feministinnen, Quoten, autonomer Frauenbewegung. Erst mit Beginn der 80er Jahre wachten einige von uns auf, ich dann mit einiger Verzögerung auch, als wir feststellten, daß diese überhebliche Einstellung durch nichts mehr gerechtfertigt war; daß die Liberalen vielmehr auf ihren früheren Verdiensten in Sachen Gleichberechtigung einzuschlafen drohten.

Inzwischen habe ich meine Erfahrungen als Frau in einer »etablierten Partei«, als frühere Bundestagsabgeordnete, als (jetzt) hauptberufliche Frauenpolitikerin, anders zu sehen und zu werten gelernt. Was ich zum Beispiel damals in meinem Werdegang als unprofessionelle Unterbrechung (Studienabbruch wegen Heirat und Kindererziehung) und deshalb als persönliche Schwäche oder Versagen eingestuft hatte, erkenne ich heute als typisches Merkmal eines weiblichen Lebenslaufs. Umgekehrt habe ich für mich persönlich einige Erkenntnisse dazugewinnen können, in welchen Bereichen wir Frauen vielleicht dazulernen müßten und wo es dieser Gesellschaft gut täte, wenn Frauen mehr an ihrer Ge-

staltung beteiligt würden. Aber – natürlich kann eine solche Einschätzung nur subjektiv und unvollständig sein. Dies gleich vorweggeschickt für diejenigen, die mit anderen Erfahrungen widersprechen wollen.

Meine Erfahrungen beziehen sich also auf den Bereich »Frauen in der Politik«. Aber die meisten dieser Erfahrungen sind wohl übertragbar, auf alle Bereiche, in denen Männer die Mehrheit haben und in die nun mehr Frauen einzutreten beginnen. Als ich nach Hausfrauenjahren und geknicktem beruflichem Selbstbewußtsein wieder (teilzeit)arbeitete, hatte ich zunächst großes Glück. Bei zwei aufeinanderfolgenden Stellen als Assistentin von Bundestagsabgeordneten traf ich auf Vorgesetzte, die nicht hierarchisch-autoritär arbeiteten, sondern verstanden, zu motivieren und aufzubauen. Beiden habe ich deshalb viel zu verdanken; Dieter Lattmann, bei dem ich ein Jahr lang arbeitete, erst recht Helga Schuchardt, bei der ich sechs Jahre lang bis zu meinem eigenen Mandatsantritt Assistentin war. Mit ihr bin ich noch heute befreundet, ihre besondere Fähigkeit der motivierenden partnerschaftlichen Zusammenarbeit, die ich damals für eine individuelle Begabung hielt, erkenne ich heute als die spezifische Begabung mancher weiblicher Vorgesetzten. Diese Fähigkeit war mir damals ein Vorbild – wenn auch unbewußt – und ich hoffe, daß es mir gelingt, dieses Vorbild auch an die nächste Generation von Mitarbeiterinnen weiterzugeben.

Der verlorene Charme

Die gleichzeitig erarbeiteten Erfahrungen in der Politik waren allerdings anderer Natur. Ich zähle nur wenige, eher amüsante Aha-Erlebnisse auf, die mir langsam klar machten, daß es eben doch ein Unterschied ist, ob eine Frau oder ein Mann die Stufenleiter aufsteigen will. Als ich nach einigen Jahren harter Arbeit zur Vorsitzenden meiner Kreistagsfraktion gewählt wurde, erklärte bereits kurze Zeit danach ein Kollege sinngemäß, ich sei als Frau nicht mehr so attraktiv, ich hätte »meinen ganzen Charme verloren«. Offenbar war

»Charme« nach Ansicht dieses Kollegen etwas, was nur bei Unterordnung oder Nachrangigkeit vorstellbar war. Der erste politische Aufstieg brachte also mit sich, daß ein männlicher Kollege mich als Frau in Frage stellte.

Es folgten deftigere Erkenntnisse. Ich erlebte bei dem innerparteilichen Machtkampf um einen aussichtsreichen Listenplatz für den Bundestag, daß Quote offensichtlich nicht gleich Quote ist. Selbstverständlich wurden die voraussichtlich aussichtsreichen Plätze nach Proporz verteilt; Bezirke, Berufsstände, Altersgruppen, sie alle mußten angemessen berücksichtigt werden. Nur Frauen mußten offenbar nicht berücksichtigt werden. Jedenfalls nicht auf aussichtsreichen Plätzen. Da aber andererseits nicht zu bestreiten war, daß auch Frauen bewährte und erfolgreiche Wahlkämpferinnen waren, mußten sie wenigstens der Form halber auf der Liste »vorkommen«. Ergebnis: zwei Frauen – nämlich Irmgard Adam-Schwaetzer und ich –, die Wahlerfolge vorweisen konnten, wurden auf die ersten weniger aussichtsreichen Plätze gesetzt. Damals ahnte die Partei nicht, daß die F.D.P. bei dieser Bundestagswahl 1980 erheblich mehr Mandate gewinnen würde, als bei durchschnittlichem Erfolg zu erwarten war. Da es anderen Frauen in anderen Landesverbänden der Partei bei der Aufstellung ganz offensichtlich ebenso erging, erstaunt es nicht weiter, daß die F.D.P. 1980 bei ihrem großen Wahlerfolg so überraschend viele Frauen in den Bundestag entsandte.

Die »Sarghüpfer-Plätze«

Aus den gleichen Gründen ist es auch nicht weiter erstaunlich, wenn Parlamente am Ende einer Legislaturperiode einen höheren Anteil von Mandatsträgerinnen aufweisen als zu Beginn. Auch dies hängt mit der Tatsache zusammen, daß Frauen eben häufig auf die ersten Nachrückerplätze gesetzt werden und dann nachrücken, wenn der Vorgänger das Mandat aus gesundheitlichen oder sonstigen Gründen aufgibt. Nicht umsonst heißen diese Plätze im parlamentarischen Jargon die »Sarghüpfer-Plätze«.

Andere Erkenntnisse aus der politischen Arbeit von Frauen im Bundestag, die leicht auf jede andere Art von Arbeit in männerdominierten Gremien zu übertragen sind, habe ich erst später gewonnen: als ich genug zeitliche Distanz dazu hatte. Meine spätere Tätigkeit als Frauenbeauftragte des Berliner Senats half mir, Grundstrukturen der gesellschaftlichen Aufgabenverteilung zwischen Männern und Frauen besser zu erkennen, zu verstehen, daß sich diese Aufgabenverteilung bis weit in unbewußte Verhaltensmuster und Erwartungshaltungen auswirkt. Und deshalb sehe ich heute auch bestimmte eigene Verhaltensweisen und die der Umgebung mit völlig anderen Augen, gerade auch in der politischen Arbeit.

Manche Schläge unter die Gürtellinie habe ich dank dieser Erkenntnisse etwas leichter verkraften können. So zum Beispiel die Methode, mit der Parteifreunde mich seinerzeit öffentlich zu demontieren versuchten, als ich für den Landesvorsitz der Berliner F.D.P. antrat. Der Versuch der öffentlichen Demontage wurde – wie ich dann erkannte – mit den typischen Mitteln geführt, mit denen Frauen in solchen Positionen häufig zu kämpfen haben. Alle üblichen Vorurteile wurden vorgetragen. Vom Vorwurf der Führungsschwäche, bis hin zur fachlichen Abqualifizierung vor laufenden Kameras. Ich hätte mich gegen diese Art von Behandlung nur wehren können, indem ich dieses Niveau persönlicher Diffamierung ebenfalls anwandte, wozu ich nicht in der Lage war, auch weil ich zu betroffen und persönlich verletzt war. Erst die Tatsache, daß ich mich kurze Zeit später, trotz dieser Diffamierungen, als stellvertretende Landesvorsitzende gegen eine andere Kandidatin durchsetzte, half mir, mein doch etwas angeknacktes Selbstbewußtsein wieder zu beleben.

Frauen – Thesen

Meine Erfahrungen und Bewertungen der Situation von Frauen in der Politik möchte ich gerne in höchst subjektiven Thesen zusammenfassen, selbstverständlich ohne Anspruch auf wissenschaftliche Stichhaltigkeit oder Vollständigkeit:

Thesen 3

Frauen sind – immer im Vergleich zu Männern – häufiger »Quereinsteigerinnen« in der Politik. Sie werden seltener von einem Verband, einer Gewerkschaft, einer großen Organisation entsandt. Sie werden anders als Männer deshalb weniger aufgestellt, weil sie einen bestimmten Berufsstand repräsentieren. Sie haben deshalb auch meistens eine geringere »Hausmacht« als Männer.

Weil Frauen häufiger Quereinsteigerinnen sind und über eine geringere Hausmacht verfügen, sind sie auch häufiger politische Einzelkämpferinnen. Das wirkt sich auf ihr politisches Verhalten ebenso aus wie auf die Prägung ihrer Gesamtpersönlichkeit.

sex 3

Frauen müssen damit rechnen, daß sie am Ort ihrer Mandatsstätigkeit, sei es Landtag oder Bundestag, sehr viel isolierter leben als ihre männlichen Kollegen. Ein vergleichsweise hoher Prozentsatz von männlichen Abgeordneten hat – das weiß die gesamte politische Szene ebenso wie die Journalisten, die mit ihnen zu tun haben – selbstverständlich eine weitere Beziehung »vorort«. Eine Abgeordnete lebt dagegen unter sehr viel strengerer sozialer Kontrolle. Ein Verhältnis nebenher, Alkoholabhängigkeit, alles bekannte Phänomene in dieser Art politischer Arbeit, kann sich eine Abgeordnete weniger erlauben als ihr Kollege. Politikerinnen müssen außerdem von einer bestimmten Position an eher mit einem Scheitern ihrer Ehe-Beziehung rechnen, als Politiker.

Seil Schiffe

Männer werden häufig aufgestellt, weil sie bestimmte »Seilschaften« verkörpern oder bilden können. Seilschaften von Männern sind ein hochentwickeltes Geflecht von gegenseitigen Gefälligkeiten, Hilfen, im Alltag, für die Familie im weitesten Sinne, bis hin zu den Ritualen der gegenseitigen Einladungen... auf ein Bier, zum Essen, je nach Anlaß je gewichtiger. Es ist ein System der Vernetzung, bis hin zur Vernetzung des Individuums, bis hin zur unterschweligen Abhängigkeit des Individuums. In diesem System kann eine Frau nur selten mithalten. Einmal, weil sie es nicht gelernt hat. Zum anderen deshalb, weil Frauen diesen informellen Sektor immer noch unterschätzen. Die entscheidenden Besprechungen über die Unterstützung für das nächste Mandat

BAR
Witzwitz

finden eben häufig spät nachts an der Bar statt, – zum Beispiel bei späten Plenarsitzungen, Parteitagungen – wenn Kolleginnen dort bei wachsendem Alkoholpegel als störend empfunden werden.

Was viele nicht wissen oder unterschätzen: eine Fraktion ist ein Dorf, mit allen sozialen Merkmalen eines Dorfes, der Kontrolle und Beobachtung, der Gerüchteküche. Alle diese einzelnen Dorfbewohner und -bewohnerinnen haben den Kampf um den Wahlkreis hinter sich und, noch viel härter, sie haben ihn täglich vor sich. Jeder Bündnispartner von heute kann dein Konkurrent von morgen sein, jeder Gegner von heute der dringend benötigte Bündnispartner von morgen. Auch dieses System kennen Männer instinktiv besser als Frauen. Wer Dorfgemeinschaften kennt, der weiß, daß es für den einzelnen Dorfbewohner schwierig ist, das »Wir-Gefühl« durch Kritik zu verletzen, ohne selbst gefährdet zu werden. Von Einzelkämpferinnen und Quereinsteigerinnen wird aber häufiger gerade diese Konflikt- und Kritikfähigkeit erwartet.

Frauen unterschätzen oder schätzen bestimmte Fakten gelegentlich falsch ein. Sie unterschätzen zum Beispiel häufig die Bedeutung von Statussymbolen. Sie überschätzen häufig Fachkenntnisse, die doch nur *ein* Instrument der Macht sind, und unterschätzen die Kenntnisse der politischen Instrumente, der Arbeitsweise von politischen Organisationen.

Manche Frauen akzeptieren nur schwer die Notwendigkeit von Prioritäten. Aber nicht alles ist eine Prinzipienfrage, wie viele Frauen, aber auch Teile ihrer eigenen Wählerbasis, in überhöhter Vorstellung von politischer Arbeit glauben. Frauen geht es deshalb oft zu sehr um die Sache und dafür nehmen sie manchmal zu viel in Kauf, zum Beispiel den Verlust von Bündnispartnern.

Fraktion
E
Dorf

Frauen und Macht

Noch zwei Stichworte, die aus meiner Sicht in naher Zukunft weiterbedacht werden müssen von der Frauenbewegung, von einzelnen Politikerinnen und Frauen in Führungspositionen:

Was Frauen noch nicht ernsthaft genug wollen, das ist die Macht, ohne Wenn und Aber. Wer dies öffentlich in einer Frauenveranstaltung fordert, sieht sich unweigerlich sofort mit einer langatmigen Debatte über Moral, Form und Strategien von Macht konfrontiert, die Frau doch unmöglich so wollen könne. Und diese Debatte wird nahezu unverändert seit Anfang der 70er Jahre geführt. Das gleiche gilt für die Frage des Verhältnisses von Frauen zu Geld. Auch hier ist die Diskussion stehengeblieben.

Noch schwierigere Konflikte zeichnen sich ab bei Themen, die mittelbar auch mit der Machtfrage zusammenhängen und die die Frauenbewegung bisher ebenfalls ausgespart hat. Die Frage der Arbeitsteilung unter Frauen und damit die Frage der Akzeptanz von Hierarchien auch unter Frauen. Auch die Frage der Macht von Frauen in der Familie, der Notwendigkeit, daß Frau dort Macht abgeben muß, wird erst behutsam diskutiert, weil dieses Thema fast noch konflikträchtiger ist als der Streitpunkt der Arbeitsteilung unter Frauen.

Insgeheim hoffe auch ich noch, daß mehr Frauen eines Tages Macht erlangen werden, ohne die Deformationen erleiden zu müssen, die bei vielen Männern auf dem Weg zur Macht zu beobachten sind. Aber meine Erfahrungen und mein Kopf sagen mir inzwischen, daß wir erst dann die Hälfte von allem gewonnen haben werden, wenn wir auch akzeptieren, daß wir die Spielregeln für den Weg dorthin mit allen Nachteilen erlernen müssen. Erst dann werden wir diese Spielregeln ändern können.

Ich lebe, um zu sein *und zu wirken*

ERIKA SCHUCHARDT

Als ich einen Tag vor meinem Aufbruch zur Weltversammlung »Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung« nach Seoul/Korea in meiner Post die Aufforderung erhielt, über meine Frauen-Erfahrungen in der Kirche zu schreiben, schoß es mir durch den Kopf: Und was ist mit den Männer-Erfahrungen in der heutigen Situation? Sind denn Frauen-Erfahrungen isoliert, das heißt ohne den Kontext von Männer-Erfahrungen überhaupt aussagekräftig? Länger als eine Legislaturperiode von sechs Jahren hatten wir in der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland alljährlich neu um die Verhinderung einer Frauen-Synode gerungen. Desto nachdrücklicher traten wir für die Ermöglichung einer gemeinsamen Synode zum Schwerpunktthema: »Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche« ein, bis sie 1989 in Bad Krozingen endlich Wirklichkeit wurde.

Da aber keine Zeit mehr zur Klärung blieb, nutzte ich meine Chance, den Prozeß der Weltversammlung zu »Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung« unter dem Doppel-Aspekt, nämlich auch unter Berücksichtigung von Männer-Erfahrungen in dieser sich wandelnden Kirche zu beobachten. Gerade die Weltversammlung forderte zur Reflexion derartiger Erfahrungen heraus, besonders angesichts einer Frauen-Vorkonferenz, eines internationalen Frauen-Tages und weiterer Frauen-Initiativen. Dazu befragte ich am Rande der Konferenz einige leitende Kirchenmänner und Delegierte. Hier drei charakteristische Antworten:

- »Männer-Erfahrungen, unsere Erlebnisse? Das ist interessant! Danach hat mich noch nie jemand gefragt. Für mich wird eines immer deutlicher: Die Erfahrungen von Männern und Frauen miteinander und in der Kirche sind ganz

- entscheidend geprägt von der jeweils entwickelten Selbstwahrnehmung, die wiederum abhängig ist von den frühen Erfahrungen in der Kindheit, Familie und der lokalen Kirchengemeinde. Da liegt die Wurzel zur Gemeinsamkeit.«
- »Mich befremdet die in der Frage liegende Abgrenzung. Spiegelt sie nicht eine Abkapselung oder gar Ausgrenzung wider? Es hat immer weniger den Anschein, daß es sich um eine vorübergehende Phase der Selbstfindung von Frauen handelt, vielmehr scheint eine fortschreitende Auswanderung von Frauen mit dem Ziel der Separierung stattzufinden. Dabei macht es mir Sorge, daß diese Entwicklung vorzugsweise von sogenannten Intellektuellen unter den Frauen getragen wird – sie sind es ja auch, die vorrangig die Stellen von Frauenbeauftragten wahrnehmen. Für mich hat es zunehmend den Anschein, als gingen die Frauen an der Basis vorbei. Mich bewegt zum Beispiel die Frage: Sehen junge Pfarrerrinnen noch die ehrenamtlich tätigen Frauen, wenn sie unter sich Amtsrollen und Amtsrechte diskutieren? Da finde ich noch keinen neuen Stil. Ich frage mich, findet diese Frauenbewegung noch zurück, finden Frauen sich bereit zu gemeinsamen Aufgaben? Meine Bitte an die Schwestern, daß sie die weibliche Rolle nicht ideologisch überhöhen – dann fielen wir – nur unter umgekehrten Vorzeichen – in den gleichen Fehler!«
 - »Mich erfreut diese Bewegung, meines Erachtens ist die Frauenbewegung die verheißungsvollste Erneuerungsbewegung unseres Jahrhunderts. Ich habe viel von den Frauen gelernt: 1) eine inklusive Sprache, 2) neue Entdeckungen in der Theologie auf allen Ebenen, 3) wichtig für mich ist die Empathie, die Gefühlswelt – nicht zuletzt das Interesse an einem neuen Lebensstil in Kirche und Bildung.«

Die Gabe des Andersseins

Hier zeigen sich drei Richtungen exemplarischer Männer-Erfahrungen: 1) kritische Selbstwahrnehmung, 2) skeptische Fremdwahrnehmung, 3) förderliche Lebensgemeinschaft: allen gemeinsam ist das Suchen nach gemeinsamen Wegen in sogenannter neuer Partnerschaft, und zwar nicht nur zwischen Frauen und Männern sondern auch im Miteinander von Frauen. Wichtig aber ist: Nichts von dem Genannten darf übergestülpt werden. Fortschritte wird es immer nur dann geben, wenn neue Werte oder Erkenntnisse in einer Lerngemeinschaft von Männern und Frauen wechselseitig erfahren und verarbeitet werden. Dabei kommt es für uns Frauen in erster Linie darauf an zu vermitteln, daß unser »Anderssein« als »Gabe« oder »Kompetenz« verstanden wird und als solche in das Bewußtsein aller Beteiligten – meistens Männer eingebracht wird.

Vor diesem Hintergrund berichte ich, was ich als Frau in der Kirche erlebt und bedacht habe:

Es begann 1955, als ich mich erstmals mit dem Mut zum Anderssein auf dem großen Hamburger Jugendtreffen in einer öffentlichen Diskussion mit dem damaligen Hamburger Bischof Wölber auseinandersetzte. Es ging um Mitspracherechte der Jugend, und ich konnte Bischof Wölber davon überzeugen, daß die Kirche ständige Jugenddelegierte brauche. Danach wurde ich gebeten, als Sprecherin der Evangelischen Jugend Verantwortung zu übernehmen. Es setzte sich im Jahr 1962 fort, als ich gemeinsam mit einem anderen Vertrauensstudenten zwei Semester lang ohne Beteiligung eines Studentenpfarrers den Vorsitz der Studentengemeinde Hannover übernahm. Wir visitierten potentielle Pfarrer, rangen mit dem Landeskirchenamt und bauten lebendige Gemeinde an der Universität.

Wechselseitiger Lernprozeß

Nach meiner Wahl 1972 in die EKD-Synode und später in Gremien des Weltkirchenrates wurde auch dort der Mut zum Anderssein gefordert, zum Beispiel als der Haushaltsausschußvorsitzende vor dem Plenum meine Nominierung für den Haushaltsausschuß damit begründete, »man brauche noch eine Frau für diesen Ausschuß«. Ich stellte mich daraufhin vor das Plenum der Synode und lehnte eine Nominierung bei einer solchen Begründung ab. Dies unerwartete »sich erfrauen« löste einen wechselseitigen Lernprozeß aus, der den Vorsitzenden dazu bewog, erneut vor die Synode zu treten und meine Nominierung nunmehr mit ihm bewußt gewordenen »Gaben«/Kompetenzen zu begründen. Es versteht sich von selbst, daß dieser Lernprozeß für unsere langjährige Zusammenarbeit prägend wurde – nie habe ich dort die Situation einer Alibi-Frau, wohl aber die Solidarität mit Partnern erlebt.

Daß dies zwischen Männern und Frauen möglich wurde, beruhte meiner Ansicht nach auf den Erfahrungen gelungener Gemeinsamkeit in meinem Elternhaus, in der Kindheit, in der Ortsgemeinde. Bei den männlichen Kollegen erlebte ich in diesem Gremium – dem sonst ausschließlich Männer angehörten – die ausgeprägte Fähigkeit zum Austragen der Konflikte, zum Durchstehen von Konfrontationen, was regelmäßig zu neuen Denkanstößen und zu Vertrauenszuwachs führte. So wurde nicht selten aus einer Krise ein neuer Anfang.

Es fehlt an Anerkennung

Schwieriger wurde es für mich in der Ökumene, wo ich, mehr oder weniger konfrontiert mit kulturbedingtem Rollenverhalten von Männern, dieses nicht einfach durch sprachliche Reflexionen durchbrechen konnte. Im Anschluß an Marga Bührig, der Vizepräsidentin des Weltkirchenrates, die von der »unsichtbaren« Frau spricht, möchte ich hier

vielmehr von der »unerkannten« Frau sprechen. Wir Frauen waren ja auch in der Ökumene allzeit sichtbar, aber wir blieben und bleiben in der Wahrnehmung männlicher Kollegen weiterhin oft nur unzureichend erkannt, geschweige denn anerkannt.

So ist es kein Trost, daß wir bekanntlich auch in der Politik noch weit entfernt sind von einer Anerkennung des »Mutes zum Anderssein«. Ein Beispiel für die Bundesrepublik: Im deutschen Bundestag hatte sich 1987 zwar optisch gesehen der Anteil der Frauen sprunghaft auf 15,4 Prozent erhöht, aber die Ursache hierfür lag bei der 57prozentigen Zunahme des weiblichen Anteils in der Fraktion der Grünen. Ohne diesen Anteil kommt »frau« wieder auf nur rund acht Prozent, und das sind sogar zwei Prozent weniger als 1983. Dabei saßen bereits im Deutschen Reichstag von 1919 schon 9,6 Prozent weibliche Abgeordnete! Daß diese Situation nicht auf die Bundesrepublik beschränkt ist, zeigt der UN-Weltbevölkerungsbericht 1989, der den Titel »Vorrang für Frauen: Der Schwerpunkt für die 90er Jahre« trägt. Die UNESCO hat auf ihrer Generalkonferenz 1989 in Paris beschlossen, das Thema Frau nicht länger in gesonderten Fachausschüssen zu behandeln, sondern es vielmehr als »transversales Thema« vorrangig in sämtliche Fachberatungen einzubringen, um wechselseitige Lernprozesse zwischen Männern und Frauen auszulösen. Damit greift sie die Idee des Theologen und Pädagogen Friedrich Schleiermacher auf, der schon um 1800 seinen »Katechismus der Vernunft für edle Frauen« mit zehn Geboten vorlegte (der aber unter dem Druck der Kirche – auch damals schon von einem Mann – zurückgezogen werden mußte).

Schleiermachers 10. Gebot lautet: »Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre« und Schleiermachers zweiter Satz im Glaubensbekenntnis der Frauen lautet: »Ich (die Frau) glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden: und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu

erlösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.«

Diese feurigen Sätze der Aufklärung lassen sich auch heute in der »verheißungsvollsten Erneuerungsbewegung durch die Frauen« wiederentdecken, wo es gilt, sich wechselseitig auf gemeinsame Lernprozesse einzulassen; Partnerschaft und Beziehungsfähigkeit von Männern und Frauen in Kirche und Diakoniewerken erneut zu lernen.

In meiner Festvorlesung zum 150jährigen Jubiläum der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie über das Thema: Zeichen der Hoffnung – Krisen als Weg zu neuer Lerngemeinschaft habe ich anhand eines »Krisenverarbeitungsmodells« deutlich gemacht, daß nach gemeinsamen, über etliche Phasen verteilten Lern-Versuchen von Frauen und Männern die Phase der Solidarität erreicht werden kann. Solidarität als neue »Geschwisterlichkeit« von Frauen und Männern – ausgerichtet an der biblischen Verheißung des Neuwerdens – entfaltet sich in einer Offenheit füreinander, die Anerkennung als Gleiche ermöglicht, ja sie selber schafft und ausstrahlt. Wir finden diesen Weg aber nur, wenn wir den »Mut zum Anderssein« haben und die lange verdrängten Probleme gemeinsam in aller Offenheit angehen. Denn: Wo der Dialog beginnt, hört die Konfrontation auf!

2

KIRCHE

Die Wirklichkeit verändert sich nur langsam

Eine Frau kann nur der zweite Mann sein

CHRISTA LEWEK

OKR DDR

»So legt Euch denn Ihr Brüder . . .« Auch im neuen Evangelischen Kirchengesangbuch wird es so stehen, und unsere Nachfahrrinnen werden das Lied vom aufgegangenen Mond als geistliches Kulturerbe des 18. Jahrhunderts so singen dürfen. Wird ihnen die Konsequenz erspart bleiben, die uns die Liturgie des Weltgebetstages der Frauen 1988 (!) angesichts der aufgehenden Sonne zu singen zumutete: ›Kaum ist die Sonne uns entschwunden, weckt ferne Brüder schon ihr Lauf?‹ Richtig, die Schwestern hatten sich gemäß Matthias Claudius ja erst gar nicht niedergelegt!

Frauen-Erfahrungen in der Männerkirche – dreißig Jahre meines Berufslebens habe ich sie im Dienste der evangelischen Kirche in der DDR gemacht. Ich müßte lügen, wenn ich sagte, sie hätten mir nur schlaflose Nächte bereitet. Gewiß, mir waren so ziemlich alle sozusagen klassischen Frustrationserfahrungen eines weiblichen Singles im kirchlichen Dienst beschieden, von dem man von altersher Unermüdllichkeit im Dienen auf jeder Ebene erwartet. Andererseits habe ich als Angehörige einer – hoffentlich – Übergangsgeneration von Alibifrauen auch das Besondere meiner Situation positiv für Veränderungen ins Spiel bringen können. Zu diesem Besonderen gehörte, daß ich als Oberkirchenrätin eine Seiteneinsteigerin war, Nicht-Theologin und Nicht-Juristin, für eine kirchliche ›Laufbahn‹ abwegigerweise von der Germanistik, der Geschichte und, allenfalls noch standesgemäß, von der Philosophie herkommend. Dies hat mir manche entwaffnende Ketzerei erlaubt, ohne gleich disqualifiziert zu werden.

Nicht-Mann, Nichttheologin, Nicht-Beamtin, ich bin mein Lebtage im kirchlichen Dienstgebäude schwer einzuordnen gewesen, und von daher sind auch meine bis zu einem gewissen Grade exzeptionellen Erfahrungen bestimmt.

Der weitaus größte Zeitraum solcher Erfahrungen und ihr inhaltliches Schwergewicht hat in einer Phase gelegen, in der die evangelische Kirche in der DDR sich ihrerseits in einer außerordentlichen Veränderungssituation befand. Das hat sich auch auf Frauen-Erfahrungen ausgewirkt. Ich habe den Versuch eines Zusammenschlusses zu einer Zeugnis- und Dienstgemeinschaft *in* einer offen säkularisierten sozialistischen Gesellschaft miterlebt und dabei mitgewirkt. Bereits in seinem Anfangsstadium, als sich hier zusammenfand, was Veränderung wünschte, auf eine Kirche ›einmütig in ihrem Zeugnis, glaubwürdig in ihrem Dienst und einfach in ihrer Gestalt‹ drängte, hat der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR eine spezielle Gruppe für die ›Zusammenarbeit von Mann und Frau in Kirche, Familie und Gesellschaft‹ berufen, für die mir besondere Verantwortung übertragen war. Als einziges der Gremien des Bundes ist sie bis heute paritätisch – das heißt etwas mehr Frauen als Männer – zusammengesetzt. Als Instrument zur Durchsetzung von Partizipation und Gleichberechtigung der Geschlechter, zumindest immer gut für unbequeme Fragen wie Antworten an Kirche und Gesellschaft, und als Einübungsfeld für gelingende Gemeinschaft von Frauen und Männern selbst hat es sich bis heute erwiesen.

Auch das ist freilich einmalig geblieben.

Die Bilanz ist ausgeglichen

Ein paar persönliche Tupfer aus meinem Erfahrungsschatz nun. Er ist bunt, nicht grau. Und ich will ihn mit Lust einmal ganz subjektiv darbieten. Ja, ich weiß, daß man nicht verallgemeinern darf! Nein, ich habe nicht resigniert! Ja, meine Bilanz ist ausgeglichen! Ich habe erfahren: Die Angst der Männer vor den Frauen und die Banalität, daß eigentlich sie das schwache Geschlecht sind. Paradoxe- oder logischerweise habe ich diese Erfahrung meist bei Männern gemacht, die in der Hierarchie hoch angesiedelt, also Inhaber von Machtpositionen und entsprechenden Herrschaftsfunk-

tionen waren. Eine Frau, die sich diesen Ebenen nur von ferne nähert, empfindet man als Bedrohung. Nur aufgrund unchristlichen Ehrgeizes, eines verwerflichen Machtstrebens, kann sie sich in dieses Gefilde verirrt haben. Also muß man ihr immer einmal wieder eins auf die Mütze geben, damit sie merkt, wo ihr Platz ist.

Beim Besuch einer Schwesterkirche hatte ich völlig harmlos bei der Vorstellung gesagt, daß mein Familienname aus dem Französischen oder aus dem Polnischen kommt. Führe man ihn auf einen französischen Ursprung zurück, heiße er ›Bischof‹, auf einen polnischen ›kleiner Löwe‹. Ich werde den Ton nie vergessen, in dem der bischöfliche Leiter unserer Delegation das mit einem: ›Nun verstehe ich einiges‹ quittierte. Das feierliche Gästebuch, in das die Delegation sich später einzutragen hatte, wurde der ›Frau Bischof‹ dann natürlich als letzter gereicht.

Solche männlichen Behauptungsreaktionen habe ich selbstverständlich auch in viel härterer und verletzenderer Weise erfahren müssen. Daß ich sie hier bei einem mehr belustigenden Erlebnis festmache, will verdeutlichen, daß ich, nachdem ich einmal die irrationale Ursache dahinter erkannt hatte, ein schwesterliches Mitgefühl durchmischt von einer gewissen Erheiterung verspürte. ›Ihr braucht doch keine Angst zu haben!‹ Dies hat mich am Ende vor Verbitterung bewahrt, mein Selbstbewußtsein nur gestärkt und mich schließlich zu vertrauensbildenden Maßnahmen bereit gemacht.

Männer wollen die Macht nicht teilen

Ich habe erfahren: Die Frage des Verhältnisses von Männern und Frauen ist eine Machtfrage. Männer wollen die Macht nicht teilen. Eine Frau kann immer nur der zweite Mann sein. Theologische Herrschaftsbegründungen sind in der evangelischen Kirche, soweit ich sehe, weitgehend überwunden. Dafür sind sie ins Unterbewußte abgedriftet und entfalten von dort eine gefährliche Kraft.

Als ich in jungen Jahren, allerdings schon aus einer ziemlich hohen Stellung im staatlichen Bereich kommend, in den Dienst der Kirche trat, wurde mir von wohlmeinenden Kollegen, Herren Amtsbrüdern, oft genug geraten, ich solle hier im kirchlichen Bereich nicht so deutlich zeigen, wenn mir etwas nicht passe, ich mit etwas nicht einverstanden oder gar verletzt sei. Denn dann werde man es nämlich gerade tun. Die uralte Subalternenweisheit also, mit der man von jeher seine Hierarchien zementiert hat. Dies gilt genauso für die Überredung der Frau, zu der ihr angeblich einzig angemessenen subversiven Methode zur Macht zu gelangen; nach der Melodie von dem Hals, der den Kopf schon zu drehen wisse. Oder die hübsche, wirklich witzige Story (immer von Männern erzählt!) wird aufgeboten, von dem Mann, der stolz verkündet, daß er als Herr im Hause über die wirklich wichtigen Dinge entscheidet, wie Krieg und Frieden zum Beispiel, während seine Frau »nur« über den Urlaubsplatz, die Erziehung der Kinder, das Familienbudget bestimme. Ergo: Frauen aller Länder beruhigt Euch – die eigentliche Macht liegt doch in Euren Händen!

Nach meinen Erfahrungen glaubt Frau das hierzulande längst nicht mehr. An schmerzlichem Anschauungsunterricht über die Verteilung der Macht fehlt es ihr in diesen Frühjahrstagen 1990 in der DDR ja auch wirklich nicht.

Von Natur aus solidarisch

Ich habe erfahren: Eine große Solidarität, übrigens auch über die Grenzen der Kirche hinaus. Entgegen vielen anderslautenden Urteilen will ich ausdrücklich bekennen, daß ich Solidarität zwischen Frauen auf allen Ebenen, vor allem aber auch in der Vertikale – von oben nach unten und von unten nach oben, erlebt habe. Nach meinen Erfahrungen erscheinen mir Frauen »von Natur aus« solidarisch. Als ganz besonders ermutigend habe ich jedoch die mir reichlich zuteil gewordene Solidarität von Ehefrauen jener Brüder empfunden, mit denen ich mich in der Berufswelt nach dem

gängigen Vorurteil eigentlich im Machtkampf befand. Ich schreibe diese Erfahrung gewissermaßen in Großbuchstaben, weil sie zu den freudigen Überraschungen meines Dienstes in der Kirche zählt und mir für die Zukunft viel daran liegt, das Klischee von der Frau, die die gleichberechtigte Kollegin ihres Mannes nicht gelten lassen kann, endlich vom Tisch zu haben.

Zu dem so nötigen Aufbrechen von Klischees gehört schließlich auch die Anerkennung der Solidarität, die jederzeit und zunehmend auch von Männern zu erfahren war. Um der Gerechtigkeit willen will ich den Männern, die sich mit dem Kampf der Frauen um Gerechtigkeit solidarisierten, hier ein Denkmal setzen. Den Facharbeiterkreis für die Zusammenarbeit von Mann und Frau habe ich erwähnt. Auch die oekumenische Bewegung und die Kirchentagsbewegung haben mir immer wieder Hoffnung stiftende Erfahrungen vermittelt. Ich kann mich aber auch auf lebendige Erfahrungen aus meinem unmittelbaren Arbeitsmilieu berufen, dem Sekretariat des Bundes der Evangelischen Kirchen. Eine vergleichsweise junge kirchliche Institution, konnte diese zentrale Dienststelle zumindest in ihren Anfängen ohne den administrativen und hierarchischen Ballast einer Behörde arbeiten. Die Gunst der Stunde machte es möglich, daß Frauen und Männer unter der Devise ›Miteinander, Füreinander, Durcheinander‹ in einer gelingenden Arbeits-Gemeinschaft ein gutes Stück vorangekommen sind.

Auf's Ganze und auf die Länge der Zeit hin haben wir freilich wenig bewegen können. Als Frauen zumal sind wir in den von Männern dominierten Strukturen der Kirche, in Entscheidungsgremien und Schlüsselpositionen stets in der Minderheit geblieben.

Für eine Quotenregelung

So bin ich, wen wird es wundern, aus Erfahrung zu einer entschiedenen Verfechterin von Quotenregelungen für die Beteiligung von Frauen geworden, die, gegebenenfalls stu-

fenweise, auf eine volle Parität zielen müssen. Gerade mit dem ›stufenweise‹ habe ich da so meine Erfahrungen. Am Anfang, als der Gedanke von Frauenquotierungen, vor allem durch die Oekumene, Eingang auch in unsere Kirchen fand, habe ich folgendes erlebt: Es war im Internationalen Jahr der Frau, 1975. Die Delegation für die V. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen war festzusetzen. Sie sah, gemäß den Regeln des Ökumenischen Rates der Kirchen, bescheiden genug, eine Frauenquote von 15 Prozent vor. Als über diese Quote hinaus eine weitere Frau im Hinblick auf welche Qualität auch immer genannt wurde, hieß es prompt: ›Aber Frauen haben wir doch schon genug!‹ Sind wir nicht mindestens die Hälfte? Die Hälfte aber wovon?

Diese berechnete Frage ruft mir einen nachdenklichen Passus von Christa Wolf aus ihrem Vorwort zu Maxie Wanders bekannten Frauenprotokollen ›Guten Morgen Du Schöne‹ in Erinnerung: »Die Möglichkeit, die unsere Gesellschaft ihnen (den Frauen) gab: zu tun, was die Männer tun, haben sie zu der Frage gebracht: Was tun die Männer überhaupt? Und will ich das eigentlich?« Oder wie es an anderer Stelle heißt, ich zitiere sinngemäß: »Wir wollen nicht die Hälfte des Männerkuchens, sondern der ganze Kuchen, dessen Hälfte wir sind, muß anders werden!« Auch mit einem Rollentausch wäre es nicht getan!

Zum guten Ende noch eine Gesangbuchreminiszenz. Diesmal Paul Gerhard, mit seiner schönen Beschreibung des Rollenspiels von Mann und Frau in seinem an der Spitze aller Ehestandslieder rangierenden Lied Nr. 172. In allen Ehren gedenkt hier die Gemeinde bei der Trauung der Nachkommen, die aus diesem Bunde entspringen werden: Schöne Söhne/Töchter züchtig/die fein tüchtig nähn und spinnen/ und mit Kunst die Zeit gewinnen. Im dickleibigen Probeband für das neue Kirchengesangbuch habe ich diese Perle nicht mehr gefunden. – Wird sie also unseren Nachfahrinnen erspart bleiben? Ein wenig sind wir also doch wohl vorangekommen. Fazit: Frauen-Erfahrung ist auch Hoffnung.

Das ist ein so langer Weg

SUSANNE KAHL-PASSOTH

1948, Ledjgel pastor.
Böhm

»Gott

*das ist ein so langer weg
und all die jahre haben wir nicht gewußt
daß dies fremdes land wo wir stehen
fremder Boden in den mann uns einpflanzte
reih und glied erkannten wir uns nicht die andere –
du Gott*

*das ist ein langer weg
dies zu bemerken dies zu entdecken
aufzustehen sich aufzubäumen
sich zu entwurzeln um zu entstehen*
endlich zu spüren wo eigene wurzeln
eigene erde Gott*

*das ist ein so langer weg
und all die jahre haben wir nicht gewußt
daß uns wüste erwartet einsamkeit auslachen
aber wir gehen
spüren die kraft unserer schritte
deinen fels
in der weichheit des sandes.«¹*

(Heidmarie Langer)

Es ist ein langer Weg, den wir Frauen in der Kirche hinter uns haben, und noch immer sind wir nicht am Ziel. Einigkeit, Klarheit über das Wohin gibt es nicht. Die vielberufene Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche reicht als Zielangabe nicht. Einige wenige Stationen des Weges nach 1974 sollen kurz in Erinnerung gebracht werden. Ohne diesen Rückblick sind Freude und auch Skepsis über das Erreichte nicht zu verstehen.

¹ Langer, Heidmarie in: »Was meinst du dazu, Gott?« Gebete von Frauen, hrsg. von Kahl-Passoth, Susanne, Gütersloh 1984, Seite 16.

Hilshew
 Die Sexismuskonsultation des Ökumenischen Rates der Kirchen 1974 in Berlin (West) und die Ende der sechziger Jahre in Zusammenhang mit der Studentenbewegung begonnene säkulare Frauenbewegung, die zum erstenmal in den Kampagnen gegen den Paragraphen 218 öffentlich wurde, bewogen einige Frauen, nach ihrer Rolle in Kirche und Theologie zu fragen. Die Generalsekretärin der Evangelischen Frauenarbeit in Deutschland, Hildegard Zumach, sagte in ihrem Referat bei der Sexismuskonsultation: »Sexismus kann nicht abgebaut werden, indem mehr Frauen Mitarbeiter, Gehilfen des Mannes werden. Das reproduziert nur die alte Vorstellung von der eigentlichen Herrschaft des Mannes. Männer und Frauen werden künftig mehr darauf achten müssen, daß Frauen zahlenmäßig so vertreten sind, daß die Teilnahme an Entscheidungen repräsentativ für die Frauen sein kann... Nach unserem Verständnis schließt die Freiheit, die die Kinder Gottes haben sollen, jede Bevormundung durch Menschen aus. Wir wollen nicht mehr Emanzipation als Jesus verheißen hat – aber die wollen wir.«
z
Grund
L

Wir haben Rechte

Der neue Weg begann mit Bestandsaufnahme und Rechtfertigung. Wo kamen wie viele Frauen in der Kirche vor? Welche Arbeit taten sie? Die Diskrepanz zwischen Mitgliedschaft, Repräsentanz und Teilhabe an entscheidenden Stellen wurde überdeutlich. Durften Frauen überhaupt eine gleichberechtigte Mitarbeit in allen Gremien und Ämtern fordern? Biblische Texte wurden herangezogen und analysiert: Welchen Stellenwert haben heute frauenfeindliche Texte, wie sind sie zu verstehen, wie sind sie in der Kirchengeschichte mißbraucht worden? Argumente aus dem Streit um das Recht der Frauen auf Ordination zum Pfarramt wurden herangezogen. Immer wieder wurde deutlich: wir haben ein Recht auf gleichberechtigte Mitarbeit! Damit machten wir uns zugleich selbst Mut. 1979 legte die Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im Auftrag des

Rates die Studie »Die Frau in Familie, Kirche und Gesellschaft« vor, die viele Vorschläge zur Veränderung der Situation der Frauen in Kirche und Gesellschaft enthielt. Darin heißt es, daß »die Frauenbewegung nicht nur negativ zu sehen« ist. Aber sie geriet schnell in Vergessenheit. Keiner der Vorschläge wurde realisiert, nicht der Bildungsurlaub für Hausfrauen, nicht die gleichrangige Beteiligung von Frauen auf allen Ebenen der Kirche.

Viele Frauen in der Kirche begriffen, daß sie ihre Sache selbst in die Hand nehmen müßten, wenn sich etwas ändern sollte. Vor allem in Evangelischen Akademien – besonders in Bad Boll –, bei Frauentagungen von Frauenwerken und auf den Kirchentagen fanden Frauen Räume, um ihre Fragen und Themen zu diskutieren, sich und ihre Fähigkeiten, aber auch neue Arbeitsmethoden auszuprobieren, ohne gleich mit Denkverboten, Vorurteilen, Arroganz, betontem Desinteresse konfrontiert zu werden.

Feministische Theologie wurde zu einem zentralen Punkt schöpferischer Auseinandersetzungen unter Frauen und zugleich zum Zielpunkt kritischer bis aggressiver Rückfragen von Männern und auch von Frauen.

In der Folgezeit nahm die Frage nach der Macht einen breiten Raum ein: sollen Frauen in der Kirche Leitungsaufgaben übernehmen oder nicht? Immer deutlicher wurde, daß eine gleichberechtigte Mitarbeit von Frauen in der Kirche, eine Ergänzung männlicher Theologie durch die fehlenden weiblichen Ansichten, nicht das alleinige Ziel von Frauen sein kann. Ohne ein grundsätzliches Infragestellen der von Männern geprägten und beherrschten Kirche und Theologie haben Frauen keine Möglichkeit, ihre eigenen Wurzeln und damit auch eigene Vorstellungen, Interessen, Beiträge zu entdecken und zu entwickeln.

Ein Zug durch die Wüste

Die katholische Theologin Catharina J. M. Halkes hat diesen schmerzhaften Prozeß der Neufindung mit den Begriffen

Z

»Aus-Zug, Durch-Zug und Ein-Zug« beschrieben: »Aus-Zug aus allen uns von außen auferlegten Einschränkungen . . . : Exodus aber auch aus der Versklavung an den Komfort, der uns . . . im Tausch gegen die Unfreiheit und die Ruhe, in der wir nicht gestört zu werden wünsch(t)en, angeboten wurde: die Fleischtöpfe Ägyptens! Durch-Zug: ein Zug durch eine Wüste, die wir nicht kennen und wo wir am Rand einer Kultur leben, die wir ablehnen, in der wir aber gerade noch genug Spielraum haben, um an einer neuen zu bauen; ein Zug auch nach innen, um in uns selbst hineinzuschauen und uns zu bestärken, ohne die Selbstkritik dabei zu unterlassen; ein Zug durch die Wüste, in der es manchmal zum Verzweifeln ist und wir den Weg verlieren, in der aber jedes gegenseitige Erkennen, Annehmen und Verstehen wie Wasser aus dem Felsen und Manna vom Himmel ist. Ein-Zug, wenigstens der Traum davon; die Hoffnung auf Shalom: . . . der Traum, daß niemand auf Kosten eines anderen leben will; die Hoffnung auf das Reich Gottes.«²

Die Studie des Ökumenischen Rates der Kirchen »Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche« kennzeichnet einen weiteren Punkt in der Geschichte der Institution Kirche mit den Frauen. Die Beschäftigung damit bleibt Privatvergnügen einzelner Frauen oder Frauengruppen. Die Unzufriedenheit darüber, daß sich trotz Reden und Beteuerungen auch einiger kirchenleitender Männer für Frauen in der Kirche nichts veränderte, wuchs. So kam es 1986 zu einer »Frauen-Anhörung« in der Evangelischen Kirche von Hessen-Nassau durch die dortige Kirchenleitung. Eine Idee war damit geboren, die auf unterschiedliche Weise Nachahmung in vielen Mitgliedskirchen der EKD fand. Ziel der Initiativen war und ist die Einrichtung von Frauenreferaten und Frauenbeauftragten in den Landeskirchen.

2 Halkes, Catharina J. M. »Gott hat nicht nur starke Söhne«, Grundzüge einer feministischen Theologie, Gütersloh 1980, Seite 33 f.

»...aber wir gehen«

Auf dem Kirchentag 1989 in Berlin (West) kam es im Rahmen der Frauenwerkstatt zu einem ersten Austausch über die Arbeit der Frauenreferate in den Mitgliedskirchen der EKD. Der Arbeitsaufwand, den Frauen zur Vorbereitung dieser Initiativen leisten mußten, war unbeschreibbar. Nicht nur in Berlin (West) waren die Rahmenbedingungen für die Vorarbeiten mühsam durchzusetzen, Selbstverständlichkeiten mußten erbeten, erkämpft werden. Kein Mann hätte unter diesen Bedingungen gearbeitet. Frau konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Engagement von Frauen zwar nicht gerade behindert, aber auch nicht besonders gefördert wurde. Viele Männer in Kirchenleitungen und Synoden und Kirchenverwaltungen sehen bis heute die Notwendigkeit der Einrichtung von Frauenreferaten, Frauenbeauftragten nicht ein, aber auch Frauen gehören zu den Kritikerinnen. Einige sehen in der Frauenbewegung in der Kirche eine überflüssige Anpassung an die Gesellschaft, die nicht dem Evangelium Jesu Christi gemäß ist. Mit einigen Frauen ist darüber leider kein Gespräch möglich.

Gerade die Frauenversammlungen, Frauenforen, die zur Vorbereitung und Nacharbeit von Frauen-Anhörungen und ähnlichen Veranstaltungen stattfanden, haben Gespräche unter den verschiedenen Frauen-Generationen in Gang gebracht, wie sie früher kaum für möglich gehalten wurden. Über die Ängste, die gerade auch ältere Frauen vor der Infragestellung ihres Lebens durch Jüngere gehabt haben, konnte gesprochen werden. Sich gegenseitig annehmen in aller Verschiedenheit und über diese hinaus zu gemeinsamen Strategien des Handelns und zu gemeinsamen Formen des Feierns auch von Gottesdiensten zu kommen, das sind Erfahrungen, die uns miteinander einen großen Schritt vorwärts gebracht haben.

Trotzdem gibt es keinen Grund, die Hände in den Schoß zu legen. Im November 1989 fand in Bad Krozingen eine EKD-Synode zum Thema »Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche« statt. Zum einen war es höchste

Zeit, daß so ein Thema endlich wichtig genug für eine EKD-Synode geworden war. Zum anderen ist der Verdacht, daß Frauen in ihre Grenzen verwiesen werden sollten, nicht von der Hand zu weisen. Die Mehrheit der Mitglieder der Kirche sind Frauen. Was soll denn die mühsam erkämpfte Zusage, sich innerhalb von zehn Jahren darum zu bemühen, daß Frauen in allen Gremien, Dienststellen und in der Synode der EKD vierzig Prozent der Mitglieder stellen können, warum nicht fünfzig, warum erst in zehn Jahren?

»das ist ein so langer weg...«

In den fünfziger Jahren wurde, wenn Frauen ihre Lebenssituation kritisch zu hinterfragen begannen, von der Partnerschaft geredet. Wenn jetzt Kirche unentwegt von Gemeinschaft spricht, geht es um das gleiche: Frauen sollen doch bitte den Männern, denen es schwer fällt, Macht abzugeben, entgegenkommen, Kompromisse eingehen, wieder lieb sein. Von den Frauen allein wird etwas gefordert: Anpassung. Die Kirche ist weder bereit, ihre Organisationsform, ihre Arbeitsstrukturen, ihre Arbeitsinhalte, ihre Politik grundsätzlich in Frage stellen zu lassen, noch über die männlich geprägte Theologie, die männliche Sprache in Gottesdienst und kirchlichen Verlautbarungen zu diskutieren. Daß Männer auch in der Kirche anfangen, über ihre Rolle und ihr Amtsverständnis nachzudenken, wird als Zumutung und als völlig überflüssig abgetan. Die Männer, die es wagen, von ihren Auseinandersetzungen mit ihrer Rolle zu erzählen, haben bedrückende und verletzende Erfahrungen gemacht. Abzuwarten bleibt, ob die EKD der Meinung sein wird, mit dem Vollzug dieser Synode alles zum Thema gesagt zu haben.

Berechtigtes Mißtrauen

Mißtrauen ist berechtigt: Das zeigte die Einrichtung einer »Theologischen Kammer« der EKD im Dezember 1989 und deren Zusammensetzung. Unter den 19 Mitgliedern und zwei ständigen Gästen der Kammer sind nur drei Frauen. Und es wurde keine Vertreterin feministischer Theologie oder eine Frau aus der neueren Frauenforschung berufen. Ganz im Gegenteil: Mitglied wurde eine erklärte Gegnerin. Zur Aufmerksamkeit zwingen auch die Erfahrungen, die Frauenbeauftragte in Städten, Gemeinden und in den Ländern machen. Mit ihrer Einrichtung sah man vielfach keinen Grund mehr, sich weiterhin besonders mit den Interessen und Problemen von Frauen zu beschäftigen. Nicht wenige Frauenbeauftragte verloren ihre Stelle, weil sie Fälle von besonders schwerer Diskriminierung in der Verwaltung an die Öffentlichkeit brachten, die Männer auf dem Dienstweg einfach nicht zur Kenntnis nehmen wollten. Nicht wenige Frauenbeauftragte gaben von sich aus ihre Arbeit auf, weil sie sich zwar zu Vorgängen und Vorlagen in der Verwaltung äußern, aber nichts bewirken konnten. Die Sorge, daß Frauenbeauftragte in der Kirche ähnliche Erfahrungen machen, ist groß.

Die Öffnung der Grenzen der DDR und das beschleunigte Zusammengehen der beiden Staaten wirkt sich für die Stellung der Frauen in Gesellschaft und Kirche eher stagnierend als förderlich aus. Viele soziale Errungenschaften der Frauen in der DDR, wie den Kindergartenplatz für jedes Kind und die besondere Unterstützung für Alleinerziehende stehen zur Disposition, weil sie nicht mehr finanzierbar sind, die Prioritäten anders gesetzt werden. Die Kirche in der DDR hat sich bisher noch schwerer als ihre Schwesterkirche in der Bundesrepublik mit den Anliegen von Frauen getan. Nun ist von der Rücksichtnahme gegenüber den Brüdern und Schwestern in der DDR die Rede. Der Verdacht, daß dabei das Thema Frau aufs neue ausgeklammert wird, ist nicht von der Hand zu weisen.

»... zu spüren wo eigene wurzeln...«

Und dennoch war dieser lange Weg wichtig, er hat sich für die einzelnen Frauen, für Initiativen und Frauengruppen gelohnt. Auch wenn einige meinen, daß die Zeit der Selbstbesinnung der Frauen vorbei sei, daß nun die Angebote nur für Frauen aus der Planung herausgenommen werden können, brauchen wir noch viel Zeit für uns selbst, einzeln und miteinander. Noch längst nicht haben wir all unsere Wurzeln aufgespürt, uns miteinander auseinandergesetzt über das, was und wohin wir wollen.

Auf dem Kirchentag 1989 in Berlin (West) hatte das Frauenforum »Nur (k)ein Streit – Mutter-Tochter-Schwestern-Streit« zum Thema. Warum fällt es uns so schwer, miteinander zu streiten und doch schwesterliche Solidarität miteinander zu üben? Ohne den Streit, der die andere befragt, hinterfragt, ihr widerspricht, ohne sie zu zerstören, kommen wir nicht weiter. Wir brauchen diese fruchtbaren Auseinandersetzungen für die nächsten Schritte: für eine Politik für Frauen, für das Engagement von Frauen für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung. Die Angst, daß zu den Verletzungen, die wir tagtäglich als Frauen erleben, noch Einsamkeit, Alleinsein, Zurückweisung auch von den Schwestern kommt, ist groß und verführt uns immer wieder zu Harmonisierungsversuchen. Die Gefahr, daß wir, müde geworden von den täglichen Auseinandersetzungen, uns einrichten in den uns von den Männern eingeräumten Alibistellen, uns doch anpassen, ist nicht zu unterschätzen. Der Druck auf uns Frauen in der Kirche, uns anzupassen, den Männern gleich zu werden, uns abzufinden mit den Gegebenheiten, weiterhin für alles zuständig zu sein, für Beruf, Familie, Haushalt, ist groß. Wir brauchen eine schwesterliche Gemeinschaft, die frei ist von Rivalitäten und Neid, um nicht auch das noch zu verlieren, was wir erstritten haben.

*»Gott schenke mir schwestern zwei oder drei –
allein spür ich mich kaum kaum keine mitte
laß uns sammeln dich in der mitte
schenk uns gemeinschaft
schwesterlichkeit
dich zu erfahren zu hören verstehen
gemeinsam zu prüfen zu denken zu handeln
schenk mir die schwestern
du Gott
zeig deine mitte.«³
(Heidemarie Langer)*

³ Langer, Heidemarie, a. a. O., S. 70.

Ich lasse mich nicht verdrängen

RUT ROHRANDT

Zwanzig Jahre bin ich nun schon Pastorin meiner Landeskirche und wir tragen uns – manchmal zähneknirschend, manchmal aber auch in Übereinstimmung miteinander. Wenn ich auf diese Zeit zurückblicke und gleichzeitig an meine Wünsche und Ziele denke, dann bin ich sicher, daß meine Veränderung dieses Verhältnis am meisten in Frage gestellt und am meisten Sand ins Getriebe geworfen hat.

Die Studentenunruhen von 1968 haben mich auf der Universität nicht mehr erreicht. Zu der Zeit steckte ich im Examen und war außerdem intensiv damit beschäftigt, es zu erreichen, als verheiratete Frau eine Anstellung in meiner Kirche zu bekommen. Im nachhinein tut es mir etwas leid, aber ich denke heute, ich war wohl noch sehr im Traditionellen verhaftet, daß ich keine Antenne hatte für das, was mir da an den Universitäten entgegenkam. Dazu kam der Erwartungsdruck meiner Familie, ja fast des ganzen Dorfes, aus dem ich kam. Was kann denn daraus werden, wenn eine Frau Theologie studiert? Die Pastoren unseres Ortes waren in unserer Familie weit weg, aber eines war sicher: es waren Männer. Anders war es gar nicht vorstellbar. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich selbst mir damals einen Pastor anders als in der Person eines Mannes vorstellen konnte, obwohl ich mich selbst auf diesen Weg begab.

In einem war ich mir ganz sicher: Du willst diesen Weg gehen, und du willst Pastorin werden, möglichst ganz normal in einer Gemeinde und nicht »abgeschoben« in einem Sonderpfarramt im Krankenhaus oder für die Frauen. Es verwundert mich selbst eigentlich nicht, wenn ich von daher eine an männliche Normen angepaßte Pastorin geworden bin. So wie meine männlichen Kollegen sich verhielten und gaben, so wollte ich auch sein. Von heute aus – zurückschauend – muß ich sagen: ich habe mir da einen notwendigen

Schutzmantel umgelegt, um nicht zu sehr aufzufallen, um nicht als exotisches Wesen dazustehen. 1970 war ich im Kirchenkreis Kiel die einzige Pastorin bei 80 Pfarrstellen. Außerdem, wo hatte ich – außer in den Pastoren – ein Bild, ein Vorbild, ja nur ein Muster, wie ich als Frau in der Pastorenrolle mich verhalten könnte oder sollte? Die Institution Kirche ist in diesem Prozeß nicht hilfreich, und ich vermute, das kann man bis heute so sagen. Das Bild eines Pastors oder einer Pastorin, das die Kirche vermittelt in ihrem Reden, in ihren Gesetzen, in ihrem Auftreten, orientiert sich immer noch am männlichen Bild als der Norm, auch wenn die Realität sich mit Riesenschritten ändert.

Pastorin und nicht Pastor

Die Erfahrungen, die ich als Pastorin in der Gemeinde gemacht habe, sind viel besser. Nachdem die Aufregung über das Ungewöhnliche abgeklungen war, konnten wir gut zusammenarbeiten, kam ich als Frau in dieser Rolle als Pastorin viel mehr zu meinem Recht. Die Gemeinde hat es ermöglicht – vielleicht sogar herausgefordert –, daß ich nicht mehr der weibliche Pastor war, sondern wirklich die Pastorin. Ich begann mich als Frau in diesem Amt zu definieren nicht nur in der Ausführung des Amtes, sondern auch in meinem Glauben und meiner Theologie. Auf einmal fiel es mir schwer, Lieder im Gesangbuch mit einem für mich annehmbaren Text zu finden oder Gebete, die nicht immer vom Menschen als Mann ausgingen, in denen für Witwen und Waisen oder für die Unverheirateten gebetet wurde.

Mein Interesse in der Kirche war es von Anfang an, in den Strukturen der Kirche mitzuarbeiten. So bin ich also all die zwanzig Jahre in Kirchenvorständen, Verbandsausschüssen, Synoden und Finanzausschüssen gewesen und habe da gelernt, wohl auch lernen sollen, daß in diesen Gremien die Macht sitzt – nicht in den theologischen Gremien – und daß in diesen Gremien männliche Sichtweisen und Entscheidungen ihren Platz haben. Ich habe aber in all den Jahren, mal

als Alibifrau, mal als Quotenfrau, nicht akzeptieren wollen, daß diese Aufteilung zwischen Männern und Frauen so sein muß oder so bleiben muß. Hier stößt meine Erfahrung an die Grenze, daß Frauen sich diese Bereiche kirchlichen Handelns viel zu wenig zutrauen, und dabei wäre es so notwendig.

Die Frauenbewegung in unserer Gesellschaft – wohl stark ausgelöst durch die 68er Studentenunruhen – hat auch in den letzten zehn Jahren auf die Kirche übergegriffen, und ich finde das gut so. Hier könnten wir vorsichtige theologische feministische Ansätze, wie ich sie von mir selber beschrieben habe, zusammen mit den gesellschaftlichen Beobachtungen von der Nichtachtung der Frau zusammengenben und eine ungeheure Kraft entwickeln.

Ich stand zwölf Jahre als Leiterin des Nordelbischen Frauenwerks in dieser Auseinandersetzung zwischen der Macht der Kirche – der Bischöfe, der Kirchenleitung und des Kirchenamtes –, die unsere emanzipatorisch-feministischen Ansätze von Frauenbeteiligung im theologischen Arbeiten und im Kirche-sein bekämpfen und den Frauen, die immer wieder drauf und dran sind, diese Kirche zu verlassen, weil sie in ihr nicht vorkommen, nicht im Glauben, nicht im theologischen Denken, aber auch nicht in den Leitungs- und Machtstrukturen.

Dennoch: es ist meine Kirche

Meine eigene Position schätze ich als gemäßigt ein, und ich kann damit gut leben. Ich habe aber immer extremere theologische Denkansätze verteidigt, und ich habe dabei sehr deutlich gespürt, daß die Kirchenmänner und wohl auch viele Frauen erkennen, daß hier ein Punkt erreicht ist: Kirche verändert sich grundlegend, wenn Frauen und Männer sowohl von den eigenen Erfahrungen her als auch zusammen Theologie treiben und damit die Kirche und die Welt verändern. Die Machtausübung der Institution Kirche war manchmal so stark, daß ich es physisch und psychisch kaum

ausgehalten habe. Und dennoch ist es auch meine Kirche, und ich lasse mich mit meinen Denkansätzen und Glaubensvorstellungen aus ihr nicht verdrängen. Ich habe mich mit der Arbeit im Frauenreferat unserer Kirche näher an die kirchlichen Zentren der Macht begeben, und ich habe mich gleichzeitig noch deutlicher für die Frauen entschieden als bisher. Erfahrungen aus diesem neuen Arbeitsbereich werde ich sicher reichlich machen. Manchmal frage ich mich, warum ich all diese Auseinandersetzungen über Jahre hin auf mich nehme und auch weiterhin auf mich nehmen werde.

Es gehört sicher dazu, daß ich davon lebe, daß diese Kirche auch meine Kirche ist, die ich mir mit noch soviel Druck und Macht nicht nehmen lasse. Es gehört auch dazu, daß ich sehr stur und dickköpfig sein kann, wenn ich mich im Recht befinde. Anke Martiny hat ein Buch geschrieben mit dem Titel: »Wer nicht kämpft, hat schon verloren«. Diesen Buchtitel könnte ich über meine Kirchenarbeit setzen. Dieser Kampf ist schwer und leidvoll, aber er macht auch Spaß, weil ich ab und zu sehe, daß wir vorankommen auf dem Weg zu einer neuen Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche.

Immer entschieden die Männer

HELGA WECKERLING

Ich habe in den 30er Jahren angefangen, Theologie zu studieren. Wir waren nur wenige Frauen damals. Es war klar für die Zeit nach dem Studium: Wir würden in der evangelischen Kirche nur Frauenarbeit übernehmen dürfen . . . Krankenseelsorge und Frauenarbeit – das waren so die üblichen Einsatzpläne für Vikarinnen.

Ich bin dann doch von Günter Jacobi, dem späteren Bischof in Oldenburg im Auftrag des Berliner Bruderrats der Bekennenden Kirche ordiniert worden, als erste Frau in Berlin ohne einschränkende Bestimmungen zusammen mit 16 Männern. Das war 1937. Die Bekennende Kirche setzte sich über die geltende Ordnung hinweg. Als ich 1943 heiratete, hätten die Rechte meiner Ordination eigentlich ruhen müssen. Aber es war Krieg. Wir wurden gebraucht. 1943 kam ich nach Dühringshof im Warthebruch, zwischen Küstrin und Landsberg – heute Polen. Dort gab es weit und breit keine Pfarrer mehr, weil alle eingezogen waren. Jetzt durfte ich nicht nur, sondern sollte auch ein volles Pfarramt ausfüllen, mit allen Aufgaben, die anfielen.

Für uns war es eigentlich leicht, damals zu leben . . . Tun, was Hitler befiehlt oder der Bibel gehorchen? Bekennende oder legale Kirche – so lauteten unsere Entscheidungen. Alles war praktisch, konkret . . . Im Frühsommer '45 war ich für ein paar Tage in Berlin und geriet dort in einen Pfarrkonvent, den der spätere Bischof Dibelius leitete. Ich schilderte, wie schwierig es für eine Frau sei, sich jenseits der Oder als Pfarrer auszuweisen. Wir hatten keinen Talar, kein Kreuz und die Russen kannten keine weiblichen Popen. Weil ich nicht wisse, ob ich dort überhaupt weiterhin Dienst tun könne, empfahl ich, an meiner Stelle doch besser einen Mann hinzuschicken. Darauf wurde mir geantwortet: Die wenigen Männer, die schon vom Krieg zurück wären, seien »zu

schade« dafür. Am besten – ich gehe selbst wieder hin und setze meinen Gemeindedienst fort.

Immer entschieden Männer, ob und wie wir gebraucht wurden.

Ich durfte nach dem Krieg noch eine Weile in der Berliner Gemeinde Dienst tun, in der mein Mann eine Pfarrstelle hatte. Im Mai 1948 erhielt ich ein Schreiben vom Konsistorium. »Auf Beschluß erlischt mit Wirkung vom 1. 6. 1948 der Auftrag..., da die Voraussetzungen vom Jahre 1946 nicht mehr in dem Maße gegeben sind.« Die Zahlungen an mich wurden eingestellt. Der Brief schloß: »... und würden uns freuen, wenn Sie auch weiterhin in den Grenzen Ihrer Möglichkeiten der Gemeinde vor allem in der Erteilung des Religionsunterrichts dienen würden, wobei wir auf die Möglichkeit hinweisen, daß bei einer besonderen Notlage die Erziehungskammer Sie je und dann durch eine Beihilfe unterstützt.«

Die Frau an seiner Seite

DEUK
Schweide
ELE SCHÖFTHALER

Tritt sie ans Mikrofon, halten Männer den Mund, Beifall zollen sie ihr selbst da, wo sie überkommene Männerrechte kritisiert. Friedl Bär, Mitte fünfzig, Pfarrfrau in der kleinen fränkischen Landgemeinde Seukendorf, weiß sich in der Männerrunde der Synode zu behaupten. »Sagen Sie mir das, was Sie sagen möchten, später, Bruder X«, so weist sie den Pfarrer zurück, der mit einer Frage nicht warten mag, bis die Kollegin ihre Rede beendet hat.

Seit fünf Jahren kämpft Friedl Bär in der bayerischen Synode für eine angemessene Versorgung der Pfarrwitwen. Frauen, die sich ein Leben lang das Pfarramt mit ihrem Mann geteilt haben, hätten denselben Anspruch auf eine Rente wie der Ehemann, findet sie. Die Juristen in der Kirche sehen das anders. Der Mann ist der Amtsinhaber, die Frau steht ihm helfend zur Seite. Er bekommt den Lohn, über den Mann definiert sich der Anspruch der Pfarrfrau auf einen Teil seiner Rente.

Berufsverbot für Pfarrfrauen?

Berufsverbot für Pfarrfrauen – Friedl Bär, die Pfarrfrau aus Seukendorf, gehört der Generation an, die Oberkirchenräte eindrücklich an den natürlichen Platz der Frau »an seiner Seite« gemahnt haben. Das Weib schweige in der Gemeinde. Der Pfarrer hält die Predigt, die Pfarrfrau den Mund. Aber mithelfen, mitschaffen durfte die Frau schon immer. Das hat man auch im lutherischen Bayern gern gesehen, dazu hat man die Frauen direkt aufgefordert. In wochenlangen Kursen hat man in den 50er und 60er Jahren bayerische Pfarrbräute auf ein Leben an seiner Seite hin geschult. Einem eigenen Beruf sollte keine Pfarrfrau nachgehen, hat man ver-

liebten jungen Frauen gepredigt. Friedl Bär hat mitgemacht, seit 35 Jahren arbeitet sie unbezahlt als Pfarrfrau im Amt des Mannes. Aus Liebe »oder mehr noch aus Mitleid«, so sagt sie, tun das ältere und jüngere Pfarrfrauen bis heute, »weil der Mann die ganze Arbeit einfach nicht schafft«.

Mit nicht viel mehr als der Hälfte der Pension eines Pfarrers muß sich seine Witwe begnügen. Weil sie als Pfarrfrau bereit war, ohne Lohn zu arbeiten, darf sie als Witwe mit 44 Prozent des Pfarrergehaltes auskommen; der Pfarrer, der seine Frau überlebt, behält 75 Prozent des Gehaltes. So will es das Besoldungsgesetz. Was nicht bezahlt wird, zählt auch nicht. Die Pfarrfrau aus Seukendorf findet diese Rechnung schlicht schäbig. Gerade von der Kirche hätte sie Besseres erwartet. Dabei geht es ihr, das betont sie immer wieder, nicht nur ums Geld: »Hätte ich sonst ein Leben lang umsonst gearbeitet?« Hinter der Anfrage an das System der Witwenversorgung steckt eine Anfrage an das ganze System der Männerwirtschaft in der Kirche.

Die ureigenen Aufgaben

Eine Pfarrfrau hat dankbar dafür zu sein, daß sie dienen darf. Das haben Friedl Bär und ihre Kolleginnen im Pfarrbräutekurs der bayerischen Landeskirche gelernt. Pfarrfrauen, die entgegen der kirchenüblichen Sitte einem eigenen Beruf nachgingen, wurden unmißverständlich an ihre »ureigenen Aufgaben« erinnert. Ein Berufsverbot für Pfarrfrauen hätte es nie gegeben, so sehen es Kirchenjuristen heute. Friedl Bär spricht von »Wortklauberei«. Sie weiß von Pfarrfrauen, die vom Arbeitgeber ihrer Männer ermahnt wurden, endlich den eigenen Beruf aufzugeben. Sie sammelt Dokumente zum Berufsverbot und zitiert einen Brief eines Oberkirchenrats an eine Lehrerin aus dem Jahr 1959: »Halten wir es für dringend erwünscht, daß die Pfarrfrau, für deren Mitwirkung in der Gemeinde wir immer dankbar sind, nicht einen beamteten Posten ausfülle«. Nicht einmal eine »längere Aushilfstätigkeit« wollte der Oberkirchenrat der Pfarrfrau im

Lehrerinnenberuf zugestehen. Mit »besten Grüßen und freundlichem Gedenken an frühere Zeiten und an Ihre verehrten Eltern« mahnte er sie an ihre Pflicht: »Halten wir es für das Richtige, wenn Sie zuallererst in der Familie bleiben und für Ihren Mann und Ihre Kinder sorgen«.

Vordergründig haben die Kirchenjuristen recht. Ein offizielles Berufsverbot für Pfarrfrauen hat es auch in der bayerischen Landeskirche nie gegeben. Doch Gnade der Frau, die die »besten Grüße und freundliches Gedenken« eines Oberkirchenrats nicht zu schätzen wußte. Der Oberkirchenrat war schließlich Dienstchef des Ehemannes. Ein heiliger Mann dazu. Hat der doch die Frau nicht aus böser Patriarchenlaune an Heim und Herd verwiesen: Gott selbst, zumindest aber der Gottesdiener Paulus hat der Frau durch den Oberkirchenrat den Weg gewiesen. Welche Frau möchte sich da widersetzen?

Friedl Bär argumentiert: Man hat uns Pfarrfrauen genötigt, unentgeltlich Dienst in der Gemeinde zu tun, Pfarrfrauen und Pfarrer haben sich das Amt geteilt, also ist es nur recht und billig, wenn auch die Rentenansprüche geteilt werden. Halt, rufen die Kirchenjuristen – und »ihr seid selber schuld«. Es hätten sich ja nur ein paar mutige Pfarrfrauen über die Mahnungen der Oberkirchenräte hinwegsetzen müssen, niemand hat den Frauen den eigenen Beruf verbieten können. Die Pfarrfrau aus Seukendorf schüttelt den Kopf. »Manchmal packt mich ein heiliger Zorn über die Juristerei in der Kirche«, sagt sie vor der Synode. »Was ist uns Pfarrfrauen denn anderes übriggeblieben?«, fragt sie. Daß viele Pfarrfrauen gerne in der Gemeinde gearbeitet haben, dürfe man doch nicht gegen sie verwenden.

Friedl Bär ist wie die meisten bayerischen Pfarrfrauen ihrer Generation im Haus und in der Gemeinde geblieben. Schön war es, sagt sie, aber keinesfalls idyllisch. Das Mutterglück war nie ungetrübt. »Ich versichere Ihnen«, sagt sie, »daß ich oft im Dreieck gesprungen bin zwischen Telefon und Küche, Haustüre, Kindern und Gemeindehaus oder Kirche, nur um alles zu erledigen, was geschehen mußte, um meinem Mann den Dienst zu ermöglichen.«

Das Berufsfeld des Pfarrers ist bis heute auf die unbezahlte Mitarbeit der Frau zugeschnitten. Der Pfarrer, so verlangen es Gemeinde und Kirchenverwaltung, muß Tag und Nacht erreichbar sein. Ist er nicht zu Hause, erwartet man an seiner Stelle die Frau. Und zumindest in ländlichen Gemeinden ist »Pfarrfrau« ein eigener Beruf geblieben. Ein Beruf ohne Lohn, aber mit breit gefächertem Aufgabengebiet. Wie viele ihrer Kolleginnen organisiert Friedl Bär Frauen- und Altenkreise, kümmert sich um den Kindergottesdienst, besucht Alte und Kranke, nimmt sich Zeit für Gespräche, erledigt Schreibearbeiten für das Pfarrbüro. Den Lohn, den die Landeskirche an ihren Mann überweist, teilt sie sich mit ihm. Den Rentenanspruch soll sie sich nicht teilen können.

Ehrenamt und nicht Beruf

Daß Pfarrfrauen ohne Lohn für die Kirche arbeiten, ist den Finanzleuten der Kirche nur recht und billig. Kirchenjuristen bemühen das vornehme Wort »Ehrenamt«, Friedl Bär spricht lieber von »unbezahlter Arbeit«: »Ein Ehrenamt übernehme ich freiwillig, ein Ehrenamt kann ich, wenn es mir zu viel wird, auch wieder niederlegen«, sagt sie. »Es gibt Dinge auf dieser Welt, die sich scheinbar auf dieser Welt nicht lohnen, aber vielleicht doch mehr lohnen als das, was klingende Münze bringt«, erklärt der bayerische Kirchenjurist Dr. Grethlein vor der Synode. Die Seukendorfer Pfarrfrau protestiert: »Wenn man als Ehrenamtlicher versucht, rechtlich Dinge anzusprechen, dann heißt es gleich: Ihr Ehrenamtlichen, Ihr habt ja einen ganz anderen Gewinn!« Seit wann wird der Segen, der auf einer Arbeit ruht, allein dadurch größer, daß niemand etwas zahlt für die Arbeit?

Seit fünf Jahren verhandelt Friedl Bär in einem Witwenausschuß der Synode um eine gerechte Rentenverteilung zwischen Pfarrern und Pfarrfrauen. Noch ist kein akzeptables Modell der Witwenversorgung in Sicht. Mit »3000 Mark Abfindungssumme für ein Pfarrfrauenleben«, so hatte man es im Kirchenamt ausgerechnet, gaben sich Friedl Bär und

ihre Kolleginnen im Ausschuß nicht zufrieden. Die einmalige Abfindung hätte nichts verändert am ungerechten System. Zudem sollten die 3000 Mark nur an Frauen gezahlt werden, die mindestens zwei Kinder groß gezogen haben. »Das hat mich besonders aufgeregt«, wettete Friedl Bär vor der Synode, »zwei Kinder hat eine Pfarrfrau zu haben, obwohl wir doch wissen, daß Kinder eine Gottesgabe sind.« – Die Synodalin denkt an die ungewollt kinderlos gebliebenen Frauen. Will man die nun bestrafen? Sie findet es unmoralisch, Kinder als »Besitzstand« mit Finanzdingen zu verknüpfen.

Der Pfarrherr könne doch freiwillig auf einen Teil seiner höheren Witwerrente verzichten, hat Friedl Bär im Ausschuß vorgeschlagen. Mann und Frau bekämen so die gleiche Rente. Nur das nicht, haben Kirchenjuristen ihr entgegnet. Man dürfe das Problem auf gar keinen Fall auf die einzelne Ehe verlagern. Man fürchtet den Aufstand der Pfarrer, die in patriarchalischer Tradition das höhere Finanzkonto im Streitfall gegen die eigene Frau verteidigen. Friedl Bär glaubt nicht an eine komplizierte Rechtslage bei dem Rentenproblem. Sie beschreibt den Kern des Problems schlicht so: »Der Mann ist in seinen persönlichen Dingen auf eine Hilfsperson angewiesen, die er als Witwer nötigenfalls bezahlen muß. Die Frau hat alleine zurechtzukommen. Sie braucht keine Hilfe. Also kann sie als Witwe auf Einkünfte teilweise verzichten. Das steckt hinter der Abstufung der Renten.«

Sie sollen nicht länger mitgemeint sein

ANNEMARIE SCHÖNHERR

Februar 1990: Die Synode des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR wählt ein neues Präsidium. Präses wird eine Frau. Zwei weitere werden mit ihr zusammen in dem fünfköpfigen Gremium mitarbeiten.

März 1990: Im Leitartikel der Wochenzeitung »Potsdamer Kirche« plädiert einer der vier Generalsuperintendenten Berlin-Brandenburgs für eine Quotenregelung bei künftigen kirchlichen Wahlen.

Das sind Hoffnungszeichen für viele auf dem mühsamen Weg in eine partizipatorische Kirche, die Frauen und Männer in allen Bereichen und auf allen Ebenen gleiche Chancen einräumt und sie ermutigt, einander und miteinander zu dienen.

März 1990: Die Dekade »Kirchen in Solidarität mit den Frauen«, vor zwei Jahren begonnen, führt immer noch ein Schattendasein. Nur wenigen scheint einsichtig zu sein, daß sie Anliegen der Kirchen und Gemeinden und nicht nur einiger engagierter Frauengruppen sein sollte.

März 1990: Während einer Sitzung des Exekutivausschusses des Ökumenischen Forums Christlicher Frauen Europas wird von einer Arbeitstagung in der Schweiz berichtet. Zu ihr waren die Gruppierungen eingeladen, die während der Ökumenischen Versammlung in Basel im Mai 1989 öffentliche Hearings verantwortet hatten. Die Frauen wurden bei der Einladung vergessen, obwohl das Forum zwei solche Veranstaltungen durchführte. Das sind Erfahrungen von Übersehenwerden, die Frauen abwechselnd verzagt oder zornig reagieren lassen. Die Wirklichkeit verändert sich nur langsam. Sie hat offensichtlich ein anderes Zeitmaß als das Problembewußtsein ungeduldig gewordener Frauen und sensibel reagierender Männer.

Die Theologinnen meiner Generation erlebten, zeitver-

setzt in den Landeskirchen, ihre Zulassung zur Ordination und zum »vollen« Pfarramt. Wir waren stolz darauf, endlich mithalten zu können und von Kirchen und Gemeinden wie unsere männlichen Kollegen akzeptiert zu werden. Wir bejahten das in der Gesellschaft der DDR praktizierte und in ihrer Verfassung festgeschriebene Gleichberechtigungsmo-
dell. Es ermöglichte Frauen, in die von Männern und für Männer entworfene und geprägte Berufswelt einzusteigen. Wir begrüßten diese Entwicklung, und zugleich nahmen wir ohne Widerspruch hin, daß es für den Beruf der Pastorin eine wesentliche Einschränkung gab: sie konnte ihn nur unverheiratet ausüben. So brach ein Teil meiner Kommilitoninnen die Ausbildung ab, weil sie sich während der Studienzeit verlobten und ihr Ausbildungsziel damit seinen Sinn verloren hatte. Meine Ordinationsrechte ruhten seit meiner Heirat.

Gleichberechtigung ist nicht Zulassung

Ich habe lange in Übereinstimmung mit den Ordnungen gelebt, die beide Geschlechter sehr unterschiedlich behandelten. Allmählich wuchs mein Unbehagen. An der selbstverständlichen Vereinnahmung der Pfarrfrauen zu ehrenamtlichem Dienst wurde mir der Widerspruch zwischen dem Evangelium, das Frauen und Männer zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes beruft, und den in der Kirche besonders zäh verteidigten Rollenklischees zuerst deutlich. Die Zusammenarbeit mit feministisch orientierten Frauen auf Kirchentagen in der Bundesrepublik lehrte mich begreifen, daß unser Bewußtsein und unser Verhalten durch die sogenannte Gleichberechtigung kaum verändert worden war. Feministisch-theologische Literatur wurde zur Herausforderung, gewohntes Denken zu korrigieren. Feministische Werkstätten in der DDR, die ersten Frauenforen auf unseren Kirchentagen, ökumenische Begegnungen, Frauengesprächskreise – es gab in den vergangenen Jahren eine Vielzahl von Gelegenheiten, dem Unbehagen nachzuspüren, sich von ver-

innerlichten und von immer wieder auferlegten Zwängen zu befreien, einander zum Weitergehen zu ermuntern. Meine eigenen Erfahrungen mischen sich mit denen vieler Frauen, mit denen ich gemeinsam über eine Kirche und eine Gesellschaft nachdenke, die Gleichberechtigung nicht länger als »Zulassung« in die Männerwelt verstehen, sondern auf eine grundlegende Veränderung unserer Kultur aus sind.

Kein Mann wird so gefragt

Inzwischen ist Brauchbarkeit für das Pfarramt nicht mehr an Ehelosigkeit gebunden, doch das Berufsbild hat seine in Jahrtausenden gewonnenen Züge noch kaum gewandelt. Junge Pastorinnen heute fühlen sich diskriminiert, wenn man sie besorgt fragt, ob sie denn die Aufgaben im Amt und in der Familie miteinander verbinden können. Sie fragen sich das selber auch, weil ihr Beruf eigentlich Verfügbarkeit rund um die Uhr voraussetzt. Was sie stört, ist, daß kein Mann so gefragt wird. Viele lassen sich, eher genötigt als freiwillig, auf Teileinstellungen ein, während ihre Ehemänner oder die anderer berufstätiger Frauen selbstverständlich und nur »voll« ein Pfarramt übernehmen können. Die jungen Frauen reagieren genauso empfindlich, wenn sie während ihrer Ausbildung nicht gefragt werden, wie und wo sie ihre Kinder, zum Beispiel während der Predigerseminarszeit unterbringen. Daß die Sachlage für die kirchlichen Behörden kompliziert ist, sehen die meisten ein. Ihre Empfindlichkeit hat damit zu tun, daß auch in den Kirchen Gleichberechtigung so verstanden wird, als sei die Bewältigung des Alltags »Frauensache« und als sei und bleibe der von solchen Aufgaben freie Mann das Modell für den Menschen.

Die Aussagen junger Pastorinnen spielten bei einer Anhörung, die der Facharbeitskreis »Mann und Frau in Kirche, Familie und Gesellschaft« beim Bund Evangelischer Kirchen in der DDR Ende Oktober 1989 in Berlin veranstaltete, eine große Rolle. Die Stimmung bei diesem Hearing war zu Beginn von Enttäuschungen geprägt. Die eingeladenen Kir-

chenleitungen, die kirchlichen Werke und Ausbildungsstätten hatten nur verhalten reagiert. Der Kreis der Zuhörer war halb so groß wie erwartet. In den Statements der sechs Zeuginnen und zwei Zeugen, Hauptamtlichen und sogenannten »Laien«, und in den sich anschließenden Gruppengesprächen kam eine Fülle von Fragen und Problemen zur Sprache, die ein ausgewogenes Miteinander von Frauen und Männern erschweren oder ihm im Wege stehen. Nach einer Erkundung von Mitarbeiterinnen der Frauenhilfe in den Landeskirchen der DDR, die 1988 vorlag, macht der Anteil der Frauen beim Gottesdienstbesuch zwischen 65 und 90 Prozent aus. Schon in den Gemeindekirchenräten ist die Zahl der Männer durchgehend größer als die der Frauen. In den Kirchenleitungen sind Frauen mit null Prozent in Thüringen, mit zwanzig Prozent in der Kirchenprovinz Sachsen vertreten.

Auf diesem Hintergrund ist die Feststellung, in den kirchlichen Leitungsgremien dominierten Männer und ihr Leitungsstil, nur zu verständlich.

Viele Frauen verweigern sich

Ihr Übergewicht verunsichert die mitarbeitenden Frauen. Verunsicherung provoziert Anpassung, trotz guter Vorsätze. Frauen erfahren, daß sie in Diskussionen überhört oder übersehen werden. Oder sie müssen sich sagen lassen, ihre Argumentation sei zu wenig »objektiv«, nicht »emotionsfrei«, eben »unsachlich«. In einigen Leitungsfunktionen ist der Anteil von Frauen rückläufig. Nicht wenige verweigern sich bewußt »hierarchischen« Leitungsstrukturen. Für andere spielt der Zeitfaktor eine entscheidende Rolle. Sie beklagen die oft fehlende zeitliche Begrenzung für zusätzliche Aufgaben. Für die große Zahl alleinlebender Frauen war es nach dem Krieg eher möglich, Wochenendtagungen und -sitzungen wahrzunehmen, sich auf Reisedienst einzulassen. Die junge Generation erhebt Anspruch auf ein Stück Privatleben, auch wenn da keine Familie im Hintergrund ist, son-

dern »nur« Freunde oder ein Partner. In diesem Zusammenhang wehren sich viele zugleich gegen eine kirchliche Moral, die ihnen für ihr Privatleben Vorschriften machen will. Noch haben Frauen nicht beweisen können, ob der vordergründige Vorwurf trifft, sie seien genauso machthungrig wie die Männer. Vielleicht verstehen sie doch mehr vom Teilen, weil sie darin geübter sind. Vielleicht könnten sie, wie seit Urzeiten das Brot in der Familie, auch die Macht und die Verantwortung eher teilen, wenn sie mehr Chancen hätten, das auszuprobieren.

Theologie ist in den Köpfen von Männern entwickelt worden. Kirchensprache ist Männersprache. Unsere Gottesdienste haben zu wenig mit unserem Leben zu tun. Bei dem erwähnten Hearing kam auch diese umfassende Problematik zur Sprache. In feministischen Werkstätten und Arbeitskreisen spielt sie die entscheidende Rolle. Frauen wollen »ich« denken und »ich« sagen. Sie wollen nicht länger an- oder eingepaßt oder mitgemeint sein. Der in den letzten Jahren immer klarer geäußerte Anspruch schlägt sich zunehmend in eigenwilligen Texten nieder. Frauen versuchen, ihren Glauben mit ihren Lebenserfahrungen zusammenzusprechen – in Gebeten und Liedern, in Bekenntnissen, in Meditationen und Predigten. In den Plänen für die Ökumenische Dekade und in ihren Forderungskatalogen sind Lehrveranstaltungen und Lehrbeauftragungen in Sachen feministischer Theologie zu einem zentralen Anliegen geworden.

Bis vor einem halben Jahr waren die Begriffe »Feminismus« und »Sexismus« in unserem Land tabuisiert, weil die Frauenfrage als gelöst galt. In der Redaktion der kirchlichen Monatsschrift »Die Zeichen der Zeit« war man stolz darauf, im Sommer 1988 erstmals einen Artikel über Feministische Theologie in der DDR und einige Arbeiten aus anderen Ländern veröffentlichen zu können. Während ich diese Zeilen schreibe, ist im säkularen Bereich alles in Bewegung geraten. Das lange Zeit offiziell hymnisch gepriesene Gleichberechtigungsmodell wird in seiner ganzen Breite in Frage gestellt. Die verachteten Begriffe sind mit einem Schlag in unsere Medien eingewandert. Gleichzeitig wandern Frauengrup-

pen, die unter den Dächern von Kirchen und Gemeindehäusern feministische Literatur lasen und die DDR-Gleichberechtigung kritisch analysierten in andere Räume aus. Im Unabhängigen Frauenverband vereinen sich Frauen unterschiedlicher politischer und konfessioneller Herkunft. Wird es zwischen ihnen zu einer breiten Verständigung über ihre politischen und sozialen Interessen kommen? Werden restaurative Gedanken in der Gesellschaft, aber auch und gerade in den Kirchen, neu an Boden gewinnen?

Noch scheinen Chancen und Gefahren sich die Waage zu halten. Aber das Ziel einer partizipatorischen Gesellschaft, einer partizipatorischen Kirche und einer partizipatorischen Weltgemeinschaft ist weit entfernt.

ÖKUMENE

Frauenrechte sind Menschenrechte

Schwestern sind nicht Brüder

REINHILD TRAITLER

Kürzlich habe ich den katholischen Teil meiner Familie besucht. Mein Neffe hatte Erstkommunion. Es war ein bewegendes Fest. Fünfzig Kinder in weißen Mönchskutten zogen feierlich in die Kirche ein, geführt von den beiden Katechetinnen, die hier noch eine Kapuze zurechtrückten; dort ein Kränzchen, das über die Stirn gerutscht war. Sie hatten auch die Liturgie mit den Kindern vorbereitet und die Kirche geschmückt. Eine andere Frau leitete den Chor, und am Kirchenausgang bekamen wir alle geweihtes Brot, das der Frauenkreis mit den Kindern gebacken hatte. Frauen, Frauen, Frauen. Nur die Messe, das Eigentliche und Wichtige, wurde von vier Männern zelebriert.

In meiner evangelischen Kirchgemeinde wird die gesamte freiwillige Arbeit fast ausschließlich von Frauen geleistet. Altarschmuck, Kindergottesdienst, Kirchenchor, Bibelarbeitskreis, Besuchskreise, Diskussionsgruppen-Vorbereitung, Frauengruppe, Jugendgruppe, Basar, Seniorenclub und was sonst noch anfällt. Ich habe mir einmal ausgerechnet, was die Gemeinde zu zahlen hätte, wenn sie diese Arbeiten nach dem ortsüblichen Tarif vergüten müßte, und bin auf knapp zwei Pfarrer/innengehälter gekommen. Das hat auch mich erstaunt. Dabei erscheinen diese Zuwendungen in Form von Frauenarbeit in keiner Kirchenbilanz – die unsichtbare Kraft der Frauen aber nimmt die Kirche gerne in Empfang. Auf einer Tagung des Ökumenischen Frauenforums in Europa haben wir vor kurzem die Idee eines Frauenboykotts im Advent erwogen. Als ich, eher zum Spaß, den Frauen meiner Gemeinde von dieser Idee erzählt habe, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Niemals! – Ach, wir Armen! Die einzige Art, uns unentbehrlich zu machen, ist unser Dienst! Ein klassischer Spruch (klassisch deshalb, weil ich ihn in den letzten fünfzehn Jahren praktisch in jedem

kirchlichen Gremium gehört habe, vor zwei Jahren sogar schwarz auf weiß, als es um eine Quotenregelung in der Synode der Zürcher Landeskirche ging): »Natürlich wollen wir Frauen, aber sie müssen gut sein, schließlich geht es doch nicht darum, Frauen um der Frauen willen zu haben.« Vielleicht geht es zunächst doch darum. Und übrigens: Warum stehen ausgerechnet die Frauen unter Qualifikationszwang? Wir wollen doch auch »gute« Männer in den kirchlichen Gremien!

Ich diskutiere mit dem Dekan der theologischen Fakultät an einer ehrwürdigen deutschen Universität. Ich habe gefragt, warum es denn in der Bundesrepublik nicht gelingt, einen Lehrstuhl für feministische Theologie einzurichten. An allen namhaften amerikanischen Universitäten gäbe es mittlerweile solche Lehrstühle, und von dort aus gingen auch wesentliche Impulse für die theologische Forschung von Frauen aus. Darüber kommen wir ins Reden. Der Unterschied zwischen Amerika und der Bundesrepublik ist, daß man dort sehr schnell Modeströmungen aufnehmen kann, meint der Professor. Das System ist viel flexibler. Wenn wir hier einen Lehrstuhl gründen, gilt das für die nächsten 600 Jahre. Dem entnehme ich zweierlei: Feministische Theologie ist eine Modeströmung. Sie ist gekommen, sie wird wieder verschwinden. Und: Die von Männern definierten theologischen Disziplinen sind diejenigen, die für die Ewigkeit gemacht sind.

Etwa siebzig Prozent der Teilnehmerinnen am Sonntagsgottesdienst in meiner Kirche sind Frauen. Während jeder Abendmahlsfeier singen wir »Wenn wir wie Brüder beieinander wohnten . . .«. Früher hat es mir nichts ausgemacht, als »Bruder« angeredet zu werden. Heute halte ich es mit vielen Frauen, die darauf bestehen »Schwestern sind nicht Brüder in Christus«. Übrigens, das mit der Sprache ist natürlich kein unwesentliches Detail. Daß Frauen in der Sprache der Theologie und der Spiritualität nicht sichtbar werden, entspricht ihrer Machtlosigkeit im Leben der Kirche: Die denkenden, handelnden und sich als »Ich« begreifenden Subjekte christlicher Tradition waren Männer. Diese Tatsache

haben Frauen verinnerlicht; für sie war (und ist) es selbstverständlich, daß sie »mitgemeint« sind.

Die »antimoralische Emanzipation«

Vielleicht sollten wir diejenigen, die den Feminismus immer noch mit einem Lächeln quittieren – und in der Kirche begegnen mir viele solche Menschen, Männer und Frauen –, daran erinnern, daß die Frauenbewegung nicht von heute ist, auch nicht von gestern, sondern daß ihre Wurzeln in die Aufklärung und vor allem in die Französische Revolution hinabreichen. Was aufklärerische Männer noch für die Frauen formuliert hatten, nehmen in der Französischen Revolution zum ersten Mal die Frauen selbst in die Hand. Der 1789 in der Nationalversammlung verabschiedeten »Déclaration des droits de l'homme et du citoyen« stellt die Revolutionärin Olympe de Gouge 1791, in der gleichen Nationalversammlung, eine »Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne« gegenüber, in der sie jeden der siebzehn Artikel der ursprünglichen Erklärung im Sinne der Gleichberechtigung von Mann und Frau korrigiert. Zusammen mit den aufständisch erhobenen Forderungen der schwarzen Sklaven in der Kolonie St. Domingo war diese Erklärung ein mehr als deutliches Zeichen, daß auch jene, die der Dritte Stand bei der feierlichen Erklärung der Menschenrechte durchaus nicht im Sinn gehabt hatte, diese Rechte für sich in Anspruch zu nehmen gedachten. Dagegen hat sich auch das revolutionäre Frankreich lange gewehrt: Der Sklavenaufstand wurde blutig bekämpft. Olympe de Gouge und andere Frauen der Revolution landeten auf der Guillotine oder im Irrenhaus.

Es ist wichtig, an das aufklärerische Erbe der Frauenbewegung heute wieder zu erinnern, weil die bestimmenden Frauenbilder des 19. Jahrhunderts dieses Erbe überlagert und versteinert haben. Daß die Kirchen zögernd bis ungeschickt auf die Anliegen der neuen Frauenbewegung reagiert haben und daß die feministische Theologie im besten Fall als

Modeströmung toleriert wird, hängt sicherlich damit zusammen, daß Kirche und Theologie bei der Zurückbindung der Frauen auf ein traditionelles Frauenbild eine wesentliche Rolle gespielt haben und noch spielen.

Nach den Aufbrüchen von Frauen in der Romantik und in der Revolution von 1848 haben Kirche und Theologie sich beeilt, die traditionellen Herrschaftsverhältnisse zwischen den Geschlechtern wiederherzustellen und theologisch zu zementieren. »Die Tendenz auf die sogenannte Emanzipation des Weibes ist geradezu eine antimoralische«, argumentiert 1867 Richard Rothe in seiner Theologischen Ethik. »Gerade in diesem seinem durchgreifenden Abhängigkeitsverhältnis von dem Manne liegt für das Weib Emanzipation von den Unvollkommenheiten, die ihm vermöge der relativen Schwäche in ihm natürlich sind.« Wenn wir einen Blick auf die Lebensgeschichte der romantischen Frauen oder der Frauen der Generation von 1848 werfen, wird die Absicht solcher Postulate nur zu deutlich: Die emanzipatorischen Entwürfe einer Caroline von Humboldt oder der Bettina von Arnim, Fanny Lewald oder Luise Otto zeigen, daß die Frage nach Gerechtigkeit und gleichen Rechten für die Frauen das grundlegende Lebensgefühl einer ganzen Kultur bedrohte. Hier waren tatsächlich Macht, Privilegien und die ganz alltägliche Bequemlichkeit der Männer in Gefahr. Da gab es plötzlich Frauen, die ihre kleinen Kinder verließen, um einen Studienurlaub im Ausland zu nehmen – wie das etwa Caroline von Humboldt tat. Oder Frauen wie Malwida von Meysenburg, die für die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frauen und die dafür nötige Ausbildung kämpfte. Es gab Frauen wie Luise Otto, die sich für die Rechte der Arbeiterinnen einsetzten: Das klang schon nach Sozialismus und Anarchie und nach einem allgemeinen Frauenaufstand.

An solchen Visionen einer auf Gerechtigkeit gegründeten Gemeinschaft von Männern und Frauen hatten die führenden konservativen Kreise der Kirche – vor allem in der einsetzenden Restauration der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – kein Interesse. »Sie hatten Angst, Angst vor der Sozialdemokratie, Angst vor der Auflösung der Ehe. Auch sie

sahen ein neues Frauentum, das am Horizont aufsteigt, aber dies erfüllte den Himmel für sie nicht mit Herrlichkeit, sondern mit dem apokalyptischen Schrecken der Anarchie«, heißt es in der »Theologischen Ethik«.

Es ist wichtig, sich das vor Augen zu halten, weil die Gründung der kirchlichen Frauenverbände, etwa des 1899 auf Anregung von Ludwig Weber und Adolf Stoecker ins Leben gerufenen Deutsch-Evangelischen Frauenbundes (DEF), nicht die Stärkung der auf Gleichberechtigung gerichteten Frauenbewegung war, sondern christlichen Frauen die Alternative zu eben dieser Frauenbewegung bieten und sie vor »Modernismus, Sozialismus und auch Feminismus« bewahren sollte. Das (von Männern entworfene, aber auch von Frauen getragene) Frauenbild des Deutschen Evangelischen Frauenbundes war das der besonderen Bestimmung des weiblichen Geschlechts aufgrund seiner Natur, das nicht auf Gleichberechtigung, sondern auf Komplementarität zielte.

Wenn der Ökumenische Rat die Kirchen zu einer Dekade in Solidarität mit den Frauen aufruft, ist es wichtig, sich an die Geschichte kirchlicher Frauenarbeit zu erinnern: An dieser Geschichte sind ganz bestimmte kirchliche/christliche Vorstellungen vom Frauensein abzulesen, die auch heute noch eine Rolle spielen. Aufs Ganze gesehen hat sich nicht die breitangelegte kirchliche Verbandsarbeit als geschichtsmächtig erwiesen, sondern allenfalls der Protest einzelner Frauen innerhalb der Verbände, den es auch gegeben hat. Was heute zur Selbstverständlichkeit geworden ist (Frauenstimmrecht, Gleichstellung von Mann und Frau, gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit, gleicher Zugang zu Bildung, Mutterschutz und Sozialleistungen), waren die Anliegen und Kämpfe der säkularen Frauenbewegung, oft des sogenannten radikalen Flügels dieser Bewegung.

Drei Leitbilder

Auf welche Leitbilder des Frauseins beziehen wir uns – als Frauen – heute, wenn wir den Kirchen eine Dekade der Solidarität abfordern? »Sind es von Frauen in emanzipatorischer Absicht entwickelte Konzepte, sind es von Frauen zwecks Einpassung in herrschende Weiblichkeitsmythen vorgetragene Konzepte? Sind es Frauen von Männern verordnete Leitbilder?« fragt die Kirchenhistorikerin Leonore Siegele-Wenschkewitz. Es ist wichtig, sich klarzumachen, daß es unter Frauen keine automatische »Unité de Doctrine« gibt und daß die Vorstellungen dessen, was unter »Solidarität mit den Frauen« zu verstehen ist, sowohl in den Kirchen als auch unter den Frauen noch weit auseinanderklaffen. Letztlich geht es darum, daß sich die Kirchen in den gut 150 Jahren Frauenbewegung das Recht genommen haben zu entscheiden, mit welchen Frauen sie solidarisch sein wollen. Sie haben den Frauen weitgehend die Leitbilder verordnet, nach denen christliche Frauen anzutreten, nach denen sie sich zu organisieren und nach denen sie aktiv zu werden hatten. Dazu sagen viele Frauen heute »nein«.

Aber die neuen Entwürfe der Frauen sind erst im Entstehen, sind Gegenstand des Schwesternstreits unter den Frauen und brauchen nach Jahrhunderten/Jahrtausenden der Gängelung und Bevormundung Zeit zum Wachsen. Bei den Bemühungen der Frauen, als Frauen geboren zu sein und darum Frauen zu werden, kristallisieren sich drei Leitbilder des Frauseins heraus, die die Motive der ersten Frauenbewegung aufnehmen, die Frage nach dem Menschenbild der Frau aber entscheidend weitertreiben. *Eines* ist das Leitbild der Tradition, das nie weitergekommen ist, als den Frauen die Entwicklung der »ihnen entsprechenden Gaben« zu gestatten. Es ist das Bild der Ergänzung zum Mann, das vielen Frauen auch heute noch als lebbares Arrangement in Gesellschaft, Kirche und in der persönlichen Partnerschaft erscheint. Dabei sind die »Frauen entsprechenden Gaben« meistens mit Inhalten aus der Tradition und der »natürlichen Bestimmung« der Frau gefüllt worden.

Das *zweite* Leitbild versucht, weibliche Lebensmuster und weibliches Lebensgefühl zurückzugewinnen, die mehrere tausend Jahre Patriarchat verschüttet, aber – so meinen die Frauen – nicht ausgelöscht haben. Dieses Bild ist auf Vermutungen angewiesen. Es deutet spärliche archäologische Reste, Symbole und Mythen aus dem Bewußtsein und der Sehnsucht heutiger Frauen nach einer unversehrten, durch alle Leiden und durch alle Unterdrückung hindurch geretteten Vorstellung vom Frausein.

Das *dritte* Leitbild orientiert sich an den emanzipatorischen Strömungen europäischer Geschichte, an den politischen Dimensionen der alten und neuen Frauenbewegung und an den Impulsen, die von Befreiungsbewegung und der Befreiungstheologie aus der Dritten Welt kommen. Dieses Leitbild hat die wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Bedingungen untersucht, die eine effektive Solidarität unter Frauen so schwierig machen. Es hat darauf verwiesen, daß es unter Frauen keineswegs eine einheitliche Interessenlage gibt; daß Frauen nicht nur Opfer des Patriarchats waren, sondern auch Nutznießerinnen, ja sogar Mittäterinnen.

Alle drei Entwürfe müssen sich heute mit den real existierenden Machtverhältnissen in Kirche und Gesellschaft auseinandersetzen und kommen hier auch sofort unter Beweiszwang. Die »Angepaßten« müssen beweisen, daß Frauen an ihrem traditionellen Ort mehr erwirken können, als nur die Handlangerinnen des Patriarchats zu sein; daß es hier Handlungsräume gibt, die es Frauen erlauben, zur Gestaltung von Kirche und Gesellschaft beizutragen. Die »Emanzen« müssen beweisen, daß Frauen, die an der Macht teilhaben, Macht tatsächlich und anders ausüben können, ein Beweis, der gegen die medienwirksamen Beispiele vom Gegenteil – »Frauenmacht à la Margaret Thatcher« – nicht gerade leicht zu führen ist. Die »Matriarchinnen« schließlich müssen beweisen, daß die Gegenkultur, die ihnen vorschwebt, nicht einfach ein Rückzug in eine Scheinwelt ist, sondern als verwandelnde Kraft in die Gesellschaft zurückstrahlen kann.

Was viele Frauen heute von den Kirchen erwarten, ist, daß sie nicht den einen oder anderen Entwurf vereinnahmen

und daß sie nicht die verschiedenen, auch widersprüchlichen Konzepte, die heute unter Frauen entstehen, gegeneinander ausspielen, möglichst noch mit Hilfe anderer Frauen. Zu oft sind Frauen als Beweis gegen die Befreiungsbemühungen anderer Frauen aufgeboten worden. Hier tritt uns ein Verhaltensmuster der Beherrscher entgegen, das wir als Frau entlarven müssen. Die Auseinandersetzung um das neue Frauenbild muß zuerst einmal von den Frauen selbst geführt werden, ohne Sanktionen oder Belohnungen von seiten der Männerkirche und der Männergesellschaft. Daß daraus eine neue Qualität der Beziehungen zwischen Frauen und Männern und Anhaltspunkte für ein neues Menschenbild entstehen werden, versteht sich von selbst.

Exodus oder »Frauenkirche«

Aus meiner Arbeit im Ökumenischen Forum Christlicher Frauen in Europa kenne ich viele Frauen, die auf sehr unterschiedliche Weise an einer neuen Gemeinschaft von Frauen und Männern in Kirche und Gesellschaft arbeiten. Manche arbeiten an kleinen, schrittweisen Veränderungen in kirchlichen Traditionen, die bis jetzt unveränderbar erscheinen: etwa die orthodoxen Frauen. Aber selbst hier gibt es Veränderungen, die nicht mehr rückgängig zu machen sind, etwa die Tatsache, daß kürzlich die erste Frau an der Leningrader theologischen Fakultät promovierte. Manche sind ungeduldig mit ihren Kirchen – wenn nicht bald wesentliche Verbesserungen eintreten, dann haben sie nicht mehr viel Hoffnung. Vielleicht beginnt dann der Exodus der Frauen aus der Kirche, vielleicht beschließen Frauen dann, »Frauenkirche« zu leben. »Frauenkirche«, das meint eine Gemeinschaft von Frauen (und Männern), die ihre Energien nicht mehr auf hierarchische Modelle von Leben und Glauben verschwendet, sondern die versucht, herrschaftsfreie, partizipatorische und solidarische Formen für Leben, Feiern und Engagement für eine gerechtere, friedlichere Erde zu entwickeln. Und da gibt es auch manche, die nahe daran sind, die Kirche aufzu-

geben. »Das Patriarchat ist nicht reformierbar, sondern nur abzuschaffen«, konstatierte eine ZuhörerIn während des Hearings »Gemeinschaft von Frauen und Männern in Kirche und Gesellschaft – Wirklichkeit oder Utopie«, das das Ökumenische Frauenforum während der Baseler Versammlung »Frieden in Gerechtigkeit« im Mai 1989 veranstaltete. »Veränderungen in unseren Kirchen in bezug auf wirkliche Beteiligung von Frauen sind oft nur kosmetische Veränderungen. Sollten wir Frauen die Kirche nicht auf Zeit boykottieren?«

Dahinter stecken viele schmerzliche Erfahrungen der Frauen mit der Kirche. Und Wünsche an die Kirche. Ich möchte vier dieser Wünsche/Forderungen herausgreifen, weil ich überzeugt davon bin, daß sie uns durch die Dekade begleiten werden und daß sich an ihnen entscheiden wird, ob die Kirche des 21. Jahrhunderts tatsächlich eine erneuerte Gemeinschaft von Frauen und Männern sein wird oder weiterhin eine Männergesellschaft mit erwünschter, aber gelenkter Frauenbeteiligung.

Vier Wünsche

1. Frauen wünschen sich eine Kirche, in der Macht geteilt wird

»Wenn Kirchenmänner vom Amt sprechen, nennen sie es Dienst. Wenn Frauen davon reden, das Amt in Anspruch zu nehmen, heißt es, sie sind machthungrig«, erklärte eine katholische Teilnehmerin beim Hearing in Basel. Diese Beobachtung skizziert einen Sachverhalt, den viele Frauen erleben. Sobald sie die Frage nach der vollen Beteiligung auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens stellen, wird ihnen Machtlust vorgeworfen. Und sobald sie die Frage nach der Macht und nach einer möglichen Umverteilung von Macht stellen, bekommen sie – auch von Frauen – zu hören, daß es doch nicht um Macht ginge, sondern letzten Endes um Liebe. Trotzdem stellen Frauen heute an vielen Orten die

Frage nach der Macht: Nicht nur, weil sie Macht in Anspruch nehmen und ausüben wollen, sondern weil die Vision einer neuen, herrschaftsfreien Gemeinschaft nicht zu haben ist ohne die Auseinandersetzung mit bestehender (kirchlicher) Macht und ohne neue Vorstellungen, wie Macht allenfalls zu teilen, zu verwandeln, neu zu qualifizieren wäre.

Die Bemühung von Frauen um das Priesteramt ist und bleibt dabei ein Kernpunkt. Verknüpft damit ist die Auseinandersetzung mit Hierarchien und der Entwurf und die Erprobung nichthierarchischer Modelle von Gemeinschaft. Ohne Zugang zu allen Ämtern der Kirche sind Frauen ewig auf die Hilfe wohlwollender Männer angewiesen, wenn sie Frauenvorstellungen entwickeln und verwirklichen wollen. Und ohne eine breite Beteiligung der Frauen an allen Orten und in allen Funktionen kirchlichen Lebens werden Frauen weder den Mut aufbringen noch die Mehrheiten schaffen, die es für grundlegende Änderungen braucht. Aus diesem Grund werden Quotenregelungen so lange nötig sein, bis es selbstverständlich geworden ist, daß Frauen auf allen Ebenen die Hälfte der Menschheit ausmachen.

Aber die Frage nach der Macht stellt sich auch anders: Etwa, wenn Frauen heute darauf dringen, daß die viele, von Frauen freiwillig geleistete Arbeit in der Kirche zumindest sichtbar gemacht wird, daß sie erscheint in Jahresrechnung und Statistiken, daß der Frauenanteil am »Funktionieren« der Kirche endlich offenkundig wird.

2. Frauen wünschen sich eine Kirche, in der ihre theologischen und geistlichen Erfahrungen willkommen sind

Wenn ich die breite und differenzierte Bewegung betrachte, die wir mit dem Kürzel »feministische Theologie« bezeichnen, dann bin ich überzeugt davon, daß wir erst am Anfang stehen und daß sich das Denken und der Wissensdrang von Frauen nicht mehr auf ein der Kirche erträgliches Maß zurückschrauben lassen wird. Die feministische Theologie ist unveränderlicher Teil der neuen Frauenbewegung, die Frauen ermutigt hat, aus den körperlichen, geistigen und seelischen Häusern auszuziehen, die andere für sie entwor-

fen haben, und ihre eigenen »Häuser« zu bauen, auch ihre eigenen geistlichen Häuser.

Feministische Theologie ist entstanden aus einer doppelten Leidenserfahrung von Frauen. Zum einen hat die christliche Tradition der Frau keine göttliche Perspektive für ihr Werden zugestanden. Zum anderen hat die kirchliche Praxis keinen Raum zugestanden, in dem sie ihnen angemessene Formen von Spiritualität hätten entwickeln und leben dürfen. »Kann es eine wirklich tiefe, gleichberechtigte Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche geben, solange von Gott in der traditionellen, herrschaftlichen, männlichen Sprache gesprochen wird?« – »Hat das Christentum nicht seine historische Chance, die Geschwisterlichkeit zwischen den Geschlechtern zu leben, verpaßt, indem es die herrschende patriarchalische Ordnung aufnahm und theologisch legitimierte?« – »Kirche ist ein Ort für Frauendemit, nicht für Frauenmacht!« Solche Fragen und Feststellungen, die während des Hearings bei der Ökumenischen Versammlung in Basel laut wurden, zeigen, wie sensibel Frauen für die in Theologie und Kirche herrschenden Machtverhältnisse geworden sind. Kirche ist »Kein Ort. Nirgends« für entstehende Versuche von Frauen, Leben und Glauben auf ihre Art zu feiern.

In Zürich gibt es seit vier Jahren einmal im Monat einen von Frauen gestalteten Frauengottesdienst. Das war ein großes Experiment, das auch die verschiedenen christlichen Frauengruppen, Studentinnen, (feministische) Pfarrerinnen miteinander vernetzte. Nun findet der Kirchenvorstand der gastgebenden Kirche, des Fraumünsters, daß die Frauen zu weit gegangen sind. Wenn ich betrachte, was Frauen in diesen Gottesdiensten versucht haben, fallen mir vier Elemente auf, die der Kirche immer noch Angst machen: Frauen haben ihre Körperlichkeit nicht ausgeklammert; Frauen haben versucht, die »Heiligkeit der Schöpfung« zu begreifen; Frauen haben sich die christliche Tradition im Sinne der von Elisabeth Schüssler Fiorenza geforderten Rekonstruktion des Frauenanteils angeeignet, und Frauen haben sich mit Randgruppen solidarisiert. Damit fordern sie die Kirche an

neuralgischen Punkten heraus. Wie sähe eine Kirche aus, in der die vergessenen Traditionen von Gerechtigkeit und Partizipation zum Tragen kommen, eine Kirche, die sich nicht vom Zentrum der Macht, sondern von ihren Rändern her definiert? Solche unbequemen Fragen werden in den Klagen, in der Wiedererinnerung und des Füreinander-Bittens um Stärkung und Mut in der Frauenkirche laut. Sie stören die Kreuzfahrt im Erstklaß-Salon des Kirchenschiffes.

Feministische Theologie und die Bemühungen um eine feministische Spiritualität müssen heute mit erheblichem Widerstand von seiten der Kirchen rechnen.

Aber feministische Theologie wird nicht wieder gehen, wie sie gekommen ist. Sie ist Teil eines Stromes theologischer Bemühungen, die Rede von Gott aus der Mitte heutiger Lebens- und Leidenserfahrungen zu führen und die Theologie als Klärungs- und Stärkungsmittel im Kampf um Befreiung zu verstehen. Ob die Auseinandersetzungen um die feministische Theologie sich verschärfen werden, steht offen. Manche Frauen befürchten das. Ich sehe auch, daß langsam und zögernd ein Stück Dialogwilligkeit erwächst.

3. Frauen wünschen sich eine Kirche, die die Solidarität unter den Frauen fördert

Die Frage nach der Solidarität ist natürlich eine Frage, die die Qualität der kirchlichen Gemeinschaft und all ihrer Glieder angeht. Ich erinnere mich an die Anfänge der Quotendiskussion, als die Beteiligung von »Laien, Frauen, Jugendlichen, behinderten Menschen« zur Debatte stand und so plötzlich klar wurde, wie die Mehrheit des Kirchenvolkes von einem hierarchischen Zentrum an den Rand gedrängt wird.

Wenn es um die Solidarität der Kirchen mit den Frauen geht, dann geht es um die schwierige Frage, mit welchen Frauen (und welchen Anliegen) sich die Kirchen solidarisieren wollen. Vielleicht müssen sie die Auseinandersetzung, die darüber unter den Frauen selbst im Gang ist, ernst nehmen, ohne vorschnell Stellung zu beziehen, Urteile zu fällen und die eine oder andere Seite wieder hinter die Linien zu pfeifen.

»Kirchenfrauen in Mitteleuropa sind Mittelstandsfrauen, die die Muße haben, sich mit Fragen herumzuschlagen, für die andere, ärmere Frauen weder Zeit noch Geld hätten.« Diesen Vorwurf höre ich oft, gerade von jenen, die den »Mittelstandsfrauen« die radikalere Fragestellung madig machen wollen. Dann denke ich: Es stimmt. Aber es stimmt auch, daß die säkulare Frauenbewegung, die die Frage nach der Anthropologie und nach den Menschenrechten in ungleich schärferer Weise gestellt hat, der Kirche immer suspekt gewesen ist.

Einige Beispiele:

- Seit Beginn der UNO-Frauendekade gibt es eine Kampagne von Hausfrauen, die ihre Arbeitsstunden ermitteln. Die Kampagne ist in England und in den USA entstanden, unter den schwarzen Frauen in den Slums der großen Städte. Mit dieser Kampagne wollen sie die demütigenden Sozialleistungen des Staates, die unter dem Begriff »Welfare« laufen, in ein Gehalt für geleistete Arbeit umwandeln und gleichzeitig unterbezahlten (Zwangs-)Arbeitsprogrammen (»Workfare«) widerstehen. Der Versuch, die gleiche Kampagne in die Kirche zu tragen, erweist sich als schwierig. Eine im April 1989 veranstaltete Frauenkonsultation des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes hat vorgeschlagen, die von Frauen in der Kirche freiwillig geleistete Arbeit zum mindesten statistisch aufzuführen.
- Kirchenfrauen haben im großen und ganzen immer noch Mühe, Solidarität mit den Anliegen der säkularen Frauenbewegung zu entwickeln. Daß dort Elemente einer neuen Kultur entstehen, können sie noch hinnehmen: feministische Wissenschaft, Geschichte, Philosophie, Literatur, Musik. Das paßt in den bürgerlichen Bezugsrahmen, und man kann sich damit auseinandersetzen. Daß aber die Frauenbewegung auch Zufluchtsort und Kraftfeld für Frauen ist, die aus irgendeinem Grund an den Rand gedrängt und diskriminiert sind, macht ihnen mehr Mühe.
- Manchmal gehe ich mit einer Gruppe von Kirchenfrauen in das Autonome Frauenzentrum in Zürich. Wir treffen lesbische Frauen und erfahren, wie sie diskriminiert wer-

den und welche Probleme sie haben. Wir hören von den Frauen, die das Nottelefon für vergewaltigte Frauen betreuen, wie oft Vergewaltigung vorkommt, wie selten die Täter sich dafür verantworten müssen und daß die Annahme, im Grunde seien die Frauen selber schuld, immer noch weit verbreitet ist. Wir treffen Frauen, die mit den Drittweltfrauen in der Sexindustrie zusammenarbeiten und die versuchen, Rechtslage und Arbeitsbedingungen zu ändern und die Bevölkerung aufzuklären.

- Wir werden konfrontiert mit den Nöten von Unterschichtsfrauen, oft Ausländerinnen, die ins Frauenambulatorium kommen. Hier werden auch Abtreibungen vorgenommen: Immer noch ein heißes Eisen unter vielen kirchlichen Mittelstandsfrauen, die das Problem einzig unter moralischem Gesichtspunkt sehen und sich schnell viele karitative Lösungen ausdenken.

So kam ein Passus, der sich für den »Schutz des ungeborenen Lebens« einsetzt, ohne Diskussion im Plenum mit der Unterstützung vieler Frauen in das Schlußdokument der Baseler Ökumenischen Versammlung »Frieden in Gerechtigkeit«. Das zeigt, daß eine qualifizierte Debatte über diese Frage in der kirchlichen Frauenbewegung noch (oder wieder) ansteht.

Gefordert ist aber nicht patriarchales Wohlwollen, sondern Solidarität. Solidarität gründet immer auf der Fähigkeit, über den eigenen Bezugsrahmen hinauszugehen und sich für die ungeteilten Menschenrechte auch jener Menschen einzusetzen, die aus diesem Rahmen fallen. Das heißt, daß wir uns als kirchlich engagierte Frauen von den Kirchen heute nicht nur Solidarität mit unseren eigenen Anliegen wünschen, sondern daß wir unsere Anliegen an jene der säkularen Frauenbewegung anknüpfen müssen.

Wir müssen die Kirche dazu bringen, die Diskriminierung, die Unterdrückung und die Leiden von Frauen wahrzunehmen und ernst zu nehmen. Daß es auf der Europäischen Ökumenischen Versammlung »Frieden in Gerechtigkeit« nicht gelungen ist, Sexismus, nämlich die Diskriminierung von Menschen auf Grund des Geschlechts, als Sünde

zu bezeichnen, beweist, daß sich Kirchenmänner (und Frauen) überhaupt nicht im klaren sind über das Ausmaß der tatsächlich existierenden Menschenrechtsverletzungen, die Frauen zu erleiden haben, weil sie Frauen sind.

4. Frauen wünschen sich eine Kirche, die ökumenisch ist

Aus der ersten Frauenbewegung sind die konfessionellen Frauenbünde hervorgegangen. Diese Frauenbünde existieren immer noch. Daneben, und in sie hineinwirkend, gibt es heute eine wachsende ökumenische Frauenbewegung, einstweilen nur knapp strukturiert, lose vernetzt, tatsächlich noch in Bewegung, in der die konfessionellen Fragen überhaupt keine Rolle mehr spielen: In einem neunmonatigen »Ausbildungskurs Feministische Theologie«, den die Evangelische Akademie Boldern (Schweiz) jedes zweite Jahr anbietet, melden sich jeweils etwa 30% katholische Frauen an. Die theologischen Fragen, die sie mitbringen, sind geprägt von ihrer Tradition, aber die Zukunft der Kirche, die sie sich erhoffen, ist offen, transkonfessional und ökumenisch. Freilich machen sie sich keine Illusionen, daß die Kirchen weit entfernt sind von solch ökumenischer Offenheit. Das erzeugt auch einen Leidensdruck und die Einsicht, daß sie sich sowohl als Frauen wie auch als ökumenisch verpflichtete Menschen am Rand der Kirchen befinden. An irgendeinem Punkt unseres Kurses werden die Frauen immer zornig, weil ihnen dann klar wird, daß es schwierig, wenn nicht unmöglich sein wird, die Erfahrungen gelebter Einheit in die Kirchen zu tragen.

Ähnlich ergeht es uns im Ökumenischen Forum Christlicher Frauen in Europa, das konfessionelle Frauenbünde, kirchliche Frauenwerke und neue ökumenische Gruppen zusammenschließt. Die Themen, die das Forum in den knapp zehn Jahren seines Bestehens aufgegriffen hat, lauten: »Gerechtigkeit für Frauen, um Versöhnung ringen, gewaltfrei/mitgeschöpfllich leben, Solidarität unter Frauen fördern und an einem neuen Frauen- und Gottesbild arbeiten.« Die katholischen, protestantischen und orthodoxen Frauen, die im Ökumenischen Forum zusammenarbeiten, beurteilen

sehr realistisch ihre Machtlosigkeit, konfessionelle Grenzen tatsächlich zu verschieben. Sie beschränken sich daher auf das, was sie als Frauen eint und woran sie gemeinsam arbeiten können. Das ist keinesfalls ein Aufguß des ökumenischen Wahlspruchs der ersten Stunde: »*Doctrine divides, Service unites*«. Es ist eher eine Entscheidung, die zeigt, daß viele Frauen konfessionellen Fragen nicht entscheidende Wichtigkeit einräumen und meinen, auch ohne sie sinnvoll und zukunftsorientiert zusammenarbeiten zu können. Frauen nehmen konfessionelle Grenzen in Kauf, wenn die Kirchen bereit sind, sich verbindlich auf die Anliegen der Frauen einzulassen. Daß das Ökumenische Frauenforum die Frage des Priesteramtes der Frau bis heute noch nicht thematisiert hat, zeigt allerdings, daß die Toleranzgrenze gegenüber den Kirchen und die Schmerzgrenze von Frauen sich empfindlich überschneiden können. Wenn Frauen sich eine ökumenisch offene Kirche wünschen, heißt das natürlich auch eine Kirche, in der die Vernetzungen mit den Schwestern in der Dritten Welt geschehen können. Daß die Frauenbewegung in Europa sich nicht gegen die entstehenden Frauenbewegungen in der Dritten Welt entwickeln und profilieren darf, wird erst langsam zur Selbstverständlichkeit.

Ein neuer Kuchen

»Wir wollen nicht ein Stück vom alten Kuchen, wir wollen einen neuen Kuchen backen«, hieß einer der ersten Slogans der neuen Frauenbewegung. Der Wunsch besteht immer noch, aber mittlerweile hat sich auch bei den frauenbewegten Frauen die Euphorie gelegt, daß dieser neue Kuchen schnell und leicht zu backen wäre. Die Idee der »Feminisierung der Gesellschaft« (Roger Garaudy) hatte zwar auf den ersten Blick viel für sich – vor allem endlich die öffentliche Aufwertung der sogenannten weiblichen Werte – aber mittlerweile müssen wir uns alle fragen, wie denn das geschehen soll, daß die »Zukunft weiblich« wird, wie Margarete Mitscherlich meinte. Sozialwissenschaftlerinnen wie Christina

Thürmer-Rohr haben uns daran erinnert, daß Frauen mehrheitlich möglicherweise gar kein Interesse daran haben, ihre Lage im Patriarchat zu ändern, weil sie schließlich auch Nutznießerinnen bestehender Arrangements mit der Männerwelt sind; und haben jene, die sich von einer Feminisierung der Gesellschaft die Rettung des Patriarchats erhoffen, gewarnt vor der Aufgabe, die Frauen sich hier aufladen. »Wir können diesen verseuchten Planeten nicht retten. Es kann nicht die Mission von Frauen sein, die zielsichere Vergiftung des Lebens wiedergutmachen zu wollen. Die Drecksarbeit übernehmen und über die materiellen und psychischen Trümmer bestimmen zu wollen, entlarvt nichts als eine Variante der Vorstellung weiblicher Selbstaufopferung, eine Variante weiblicher Hausarbeit: Trümmerfrauen des Patriarchats.« Darüber hinaus haben Frauen in Jahrhunderten/Jahrtausenden weiblicher Machtlosigkeit gar nicht gelernt, Macht anders auszuüben. Wir dürfen uns also als Frauen keinen Täuschungen ergeben, daß der neue Kuchen einfach zu backen wäre. Wir haben noch nicht einmal die Zutaten in der Hand.

Wenn ich die heutige Lage der (kirchlichen) Frauenbewegung in Europa betrachte, so merke ich, daß wir die »flächendeckenden« Entwürfe aufgegeben haben. Eher habe ich den Eindruck, daß wir dabei sind, »befreite Zonen« zu schaffen. Während der Befreiungskämpfe gegen die portugiesische Kolonialmacht in Afrika entstanden sogenannte befreite Zonen. In ihnen war der Krieg vorüber, obwohl anderswo die Kämpfe noch tobten. Es waren ausgesparte Landstriche, in denen die Befreiungsbewegungen ein Stück vom ersehnten Leben nach der Revolution vorwegnehmen konnten.

Ich erinnere mich, wie Kirchen über den Fonds des Antirassismusprogramms des Ökumenischen Rates der Kirchen die ersten Schulbücher, die in den befreiten Zonen von Guinea-Bissau verwendet wurden, finanziert haben. Eine solche Solidarität der Kirchen würde ich mir auch für die befreiten Zonen in der Frauenbewegung wünschen. Ich würde mir wünschen, daß die vorweggenommene Ahnung einer neuen,

auf Gerechtigkeit gegründeten Gemeinschaft von Frauen und Männern, die wir dort zu leben versuchen, von den Kirchen ermutigt, gefördert und *mitgelebt* wird. Ich würde mir wünschen, daß die Kirchen sie als Experimentierfeld für die zukünftige Gemeinschaft sehen und nicht als vorübergehende Spielwiese geltungsbedürftiger Frauen. Ich würde mir wünschen, daß die befreiten Zonen offene Räume sind, Räume, in denen Frauen lernen, mit Macht umzugehen, Räume, in denen sie sich stärken können, damit sie sich dann auch in das noch zu befreiende Terrain vorwagen. Und ich würde mir wünschen, daß die Kirchen Solidarität mit den Frauen aufbringen: Einmal um der Frauen und der Einlösung der Menschenrechte willen. Zum anderen um der Kirche selbst willen, weil die Qualität unserer Gemeinschaft erst durch das ganze und ungeteilte Menschsein all ihrer Glieder zu einer befreiten Zone im Sinn des Reiches Gottes wird.

Das inszenierte Wunder

BÄRBEL VON WARTENBERG-POTTER

Ob es heute noch Wunder gebe, fragten mich die Frauen in Kingston, mit denen ich einmal in der Woche zusammenkomme, um über Kindererziehung und Fernsehprogramme, biblische Geschichten und Gewalt gegen Frauen zu reden. Die Frauen arbeiten alle in einem Projekt der Kirche, in dem Taschen für den Touristenmarkt geflochten werden. Sie leben in schäbigen Häusern, haben Kinder und Männer, ohne verheiratet zu sein, und ich weiß, daß nicht alle von ihnen jeden Tag eine gesicherte Mahlzeit haben.

Das Erntedankfest stand vor der Tür – wie feiert sich das in einem heruntergekommenen Stadtviertel der Dritten Welt, in dem nicht einmal Blumen und Bäume wachsen? Bei einer unserer Zusammenkünfte hatten wir die biblische Geschichte von der Speisung der 5000 besprochen. Ja, so ein Wunder hätten die Frauen auch gerne einmal erlebt. Beim näheren Hinsehen entdeckten wir, daß in der Geschichte gar nicht gesagt wird, wie das Wunder geschah. Jesus fragte die Jünger, was sie denn an Essen da hätten, und das war wenig, grad genug für ihn und die zwölf. Das kam den Frauen bekannt vor: da hat frau gerade noch was für sich und die Kinder, und da klopft jemand und will sich etwas ausleihen. Oder sie selbst geht, wenn gar nichts anderes übrigbleibt, zur Nachbarin – und da sei es manchmal wirklich ein Wunder, wenn die etwas abgibt, wo sie doch selbst so wenig hat. Solche kleinen Wunder, sagten die Frauen, kämen in Kingston täglich vor – aber nicht so etwas mit 5000. Eine andere Frau wandte ein, es sei doch denkbar, daß, wenn lauter kleine Wunder zusammenkämen, so ein großes Wunder geschehen könne. Vielleicht seien in der biblischen Geschichte alle so bewegt gewesen von der Bereitschaft der Jünger, ihr eigenes Essen wegzugeben, daß die, die etwas bei sich hatten, es mit den Umstehenden teilten.

Ohne solche Wunder könnten sie alle in Down Town doch gar nicht überleben, ohne solche Gemeinschaft. Nach diesem Gespräch entschlossen wir uns, für das Erntedankfest ein Wunder zu inszenieren. Wir wollten die Geschichte vor der Gemeinde spielen. Eine kleine Weile war es für die Frauen problematisch, daß kein Mann zur Verfügung stand, der doch wenigstens den Jesus spielen sollte. Aber dann ergab es sich ohne Mühe, daß eine Frau, die noch dazu schwanger war, die Rolle übernahm. Die weiblichen Jünger und Jesus spielten am Erntedankfest das Wunder. Sie spielten nicht das Wunder der Vermehrung, sie spielten das Wunder des Teilens, ihr manchmal stattfindendes und oft ausbleibendes Down-Town-Kingston-Wunder.

Wir hatten Brot und Fische gekauft. Die Gemeinde hatte die Rolle der 5000 zu spielen. Hinter langen Gewändern verbargen wir die mögliche Anstößigkeit der weiblichen Jesusgesellschaft. Sie spielten schüchtern, aber getreulich das Wunder des Teilens. Sie gingen in die Gemeinde und gaben allen ein Stück Fisch und Brot. Am Eingang der Kirche standen die Erntedankgaben der Gemeinde in Körben. Die wurden am Ende der Austeilung zum Altar gebracht: Frauen, die oft keine sichere Mahlzeit haben, teilten symbolisch mit den Mittelklasse-Gemeindegliedern, die alle jeden Tag zu essen haben. Es war ein rührendes Wunder – an jenem Sonntag.

»Was bedarf des größeren Glaubens« – sagte ich in der Predigt –, »daß Jesus ein Zauberkunststück vollbrachte oder daß er uns bewegt, ganz elementar das Teilen zu erlernen?« Die weibliche Jesusgesellschaft stürzte sich nach dem Gottesdienst in der Sakristei auf die wohlverdienten Brocken. Schließlich hatten wir ein handfestes Wunder inszeniert, und so trugen sie auch noch die Reste des Wunders nach Hause. Zugegeben, es war ein kleines Wunder, klein, angesichts des Welthungers, der ja ganz andere Dimensionen des Teilens erfordern würde. Aber von dieser Geschichte wurden wir alle angeregt, an der Inszenierung von Wundern immer wieder zu arbeiten, mit Phantasie und Zähigkeit. Es ist überall schwer, aber gar nicht unmöglich.

Anders Kirche sein

INES BUHOFER

Es fällt mir schwer, bestimmte kirchliche Erfahrungen der letzten Zeit als »ökumenisch« zu bezeichnen. Das Zusammensein mit anderen Frauen, gemeinsame Gottesdienste, das gemeinsame Überdenken von Traditionen und gegenwärtigen Verpflichtungen, aber auch Verletzungen, die uns alle gleich trafen, Kämpfe gegen dieselben Fronten in verschiedenen Konfessionen, haben das Wort ökumenisch fast verblassen lassen. Andere Begriffe zeigen Gemeinsamkeiten mehr an, »ökumenisch« bedeutet für mich immer noch Verschiedenheit. Begriffe für Gemeinsamkeit sind Frauenbewegung, weibliche Spiritualität, Frauengeschichte, feministische Theologie, Schwesterlichkeit. Sie haben eine gemeinsame Richtung, gemeinsame Anliegen, gemeinsame Entdeckungen. Es gibt Frauen in meiner eigenen Konfession, die sich anders orientieren und die innerlich mehr entfernt von mir sind als Frauen einer anderen Konfession. Der Prozeß der Selbstfindung und Selbstbestimmung von Frauen findet heute quer durch die Konfessionen statt und läuft in allen Konfessionen ähnlich ab, unter denselben Schmerzen, mit ähnlichen Konsequenzen gegenüber der Institution, begleitet von demselben männlichen Argwohn, aber auch mit der Freude an etwas Neuem.

Die Seele ist frei

Es war für mich eine wichtige Erfahrung, daß es eine gemeinsame ökumenische Zukunft für uns Frauen im Aufspüren einer gemeinsamen Vergangenheit gibt, nicht in der Wiederbelebung, sondern in der Begegnung mit einer vorreformatorischen weiblichen Spiritualität. Erst langsam beginnen wir zu begreifen, daß die Reformation auch den Verlust ei-

ner Spiritualität bedeutete, die vor allem von Frauen getragen wurde, die in Klöstern oder Kommunitäten lebten. Aus Protest gegen eine reichgewordene Gesellschaft und eine machtausübende Kirche hatten sie sich herkömmlichen bürgerlichen Lebensformen und den vorherrschenden theologischen Lehrmeinungen verweigert und entzogen. Das »religiöse Programm«, das sie verwirklichten, orientierte sich konsequent am Armutsideal und an der tätigen Nächstenliebe. Sie praktizierten eine Spiritualität, die geprägt war von erlebnishafter Mystik, in der charismatische Begabung und ekstatisches Erleben seinen Platz und seine Bedeutung hatten. Da theologische Äußerungen Frauen verboten waren und ihnen den Verdacht der Häresie eintrugen, wurden Visionen zum Erweis ihrer Erfahrungen und Erkenntnisse. Die Bildwelt, Metaphern und Symbole, traten an die Stelle rationaler theologischer Äußerungen, waren eine andere Art, Theologie zu treiben.

Neben den Klosterfrauen waren es vor allem die Beginen, die die »vita apostolica et evangelica«, die praktische Nachfolge des Evangeliums, betonten und Spiritualität mit alternativen Lebensformen zu verbinden suchten. Sie lebten zumeist in kleinen Gruppen und Gemeinschaften miteinander ein Leben zwischen Kloster und Welt, ohne Regel, aber mit festen Verpflichtungen. Ihren Unterhalt verdienten sie sich durch Krankenpflege, Sterbebegleitung und einfache handwerkliche Verrichtungen. Die Kirche hat diese Bewegung zunächst unterstützt und gefördert, später jedoch die sich immer mehr von der Kirche lösenden Beginen bekämpft und verfolgt und in ihren Einflußbereich zurückzuzwingen versucht. Vor allem ihre »Sucht nach theologischen Spitzfindigkeiten und Neuigkeiten« erregte Anstoß, ihre Versuche, die Bibel in der Volkssprache zu lesen und zu interpretieren. Berühmtestes Beispiel für die Verfolgung durch die Kirche ist die Verbrennung der Begine Marguerite Porrete, 1310 in Paris. Marguerite ist wegen ihrer Ansicht verurteilt worden, daß die mit Gott in der Einigung wesensgleiche Seele dauernde Vollkommenheit besitzt und die Tugenden nicht mehr braucht. Die Seele, die ganz in der Liebe aufgegangen und

mit ihr verschmolzen ist, ist frei. Dieser, aus der Liebesmystik hervorgegangene Freiheitsbegriff, ein Vorgriff auf die reformatorische Rechtfertigungslehre, wurde als das aufgefaßt, was er auch war: als Verweigerung, sich der Kirche als Heilmittlerin weiterhin zu unterstellen.

So schmal die Basis ist, Gemeinsamkeiten zwischen dem religiösen Aufbruch der Frauen damals und heute zu finden, verbindet uns mit ihnen die Besinnung auf grundsätzliche christliche Werke, deren Inhalt und Ausführung wir uns, ebensowenig wie sie damals, von einer männlichen Kirche und Theologie vorschreiben lassen wollen. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß Frauen in der heutigen Ökumene auf der Suche nach einer eigenen Spiritualität und einer eigenständigen kirchlichen Existenz sich an ihre Vorgängerinnen in der Geschichte zu erinnern versuchen, auch wenn ihr Weg völlig anders verläuft.

Gastrecht gekündigt

Als die Zürcher Kirchenleitung anlässlich des 500. Geburtstages ihres Reformators Ulrich Zwingli zu einer großangelegten Besinnungspause über zukünftige Reformen einlud, konnte sie nicht ahnen, daß dies auch zum Signal für Frauen wurde, sich für eine Erneuerung nach ihren Vorstellungen einzusetzen, die dann allerdings den Rahmen der reformierten Landeskirche sprengte. Nicht an der Wahrung des reformierten Erbes waren die Zürcher Frauen interessiert, sondern an einer Öffnung für Frauenanliegen, wie sie in allen Konfessionen gewünscht wird. Es war nicht verwunderlich, daß sich der Bewegung um die Gruppe »Frausein und Kirche« Frauen anderer Konfessionen anschlossen und dann auch in den Prozeß miteinbezogen wurden, der immer rascher in Gang kam und sich manchmal fast zu überschlagen drohte.

»Es ist wie im Frühling, wenn plötzlich das Gras zu wachsen anfängt, an vielen Orten gleichzeitig, niemand forciert es, die Zeit ist ganz einfach reif dafür«, sagte Irene

Gysel, eine der Mitbegründerinnen und treibenden Kräfte der »Zürcher ökumenischen Frauenbewegung«. Eine neue religiöse Frauenkultur entstand und wurde bald von einer breiten Schicht von Frauen aus der Ökumene getragen. Frauengottesdienste zum Beispiel in der zur ehemaligen Benediktinerabtei gehörenden Fraumünsterkirche, in der das spirituelle Erbe der einstmals politisch mächtigen Ordensfrauen in Zürich weitergegeben zu werden schien. Alle vier Wochen zeichnete eine andere Frauengruppe für einen Gottesdienst am Sonntagabend verantwortlich, war mitbeteiligt an der Entwicklung eigener Riten in diesem Gottesdienst, die bald eine Vielfalt unterschiedlicher Formen und Inhalte aufwiesen. Allerdings hat diese Vielfalt dann auch dazu geführt, daß der zuständige Kirchenvorstand zusammen mit dem Pfarrer des Fraumünsters den Frauen das Gastrecht kündigte. Die Vorgänge hätten sich ihrer Kontrolle und ihrem Einfluß entzogen, man warf den Frauen ihre feministische Einstellung und ihre ökumenische Ausrichtung vor.

Die Frauen haben auf diese Vorwürfe und den gewaltsamen Rauswurf mit Gewaltlosigkeit und einer befreienden Phantasie geantwortet. In schwarze Tücher gehüllt, besuchten sie den Gemeindegottesdienst und demonstrierten stehend und schweigend gegen das schlecht begründete Vorgehen der kirchlichen Instanz, die sich zunächst sogar weigerte, ein Gespräch über ihre Entscheidung zu führen. Der letzte Frauengottesdienst in dieser Kirche wurde zu einem bewegten, wehmütig-heiteren Fest, an dem die Frauen zum Abschluß mit einer Posaune über die Mauern der Kirche zogen, die zwar nicht fielen, aber die transparent geworden waren für die Frauenkirche, die einen anderen Umgang mit Macht praktizierte, die männlicher Ablehnung nicht mit Zorn oder Resignation begegnete, sondern die sich auf den Weg machte, neue offene Türen zu finden.

Lebbare Kirche

Die Frauengottesdienste bilden einen wichtigen, aber auch nur einen Bestandteil der »Zürcher ökumenischen Frauenbewegung«, die nicht von festen Strukturen ausgeht, sie fast fürchtet, sondern sich von Gruppen und wechselnden Anlässen her aufbaut. Dazu gehört der jährlich stattfindende Frauenkirchentag, an dem sich Frauen aus einem, in jeder Beziehung weiten Einzugsgebiet begegnen, ihre kirchliche Identität und ihre eigene Religiosität neu zu bestimmen versuchen, Experimente mit einer neuen, ganzheitlichen Spiritualität wagen, Einblicke in die Lebensbereiche anderer Frauen gewinnen. Themen solcher Frauenkirchentage waren: »Tag und Nacht«, »Frauen, anders als wir«, »Räume statt Träume«.

An allen Veranstaltungen und Anlässen der »Zürcher ökumenischen Frauenbewegung«, die sich nicht abkapselt, sondern das Gespräch mit der theologischen Fakultät, mit der Kirchenleitung, mit verschiedenen konfessionellen Gruppierungen sucht und pflegt, begegnet man sehr verschiedenen Frauen mit vielen verschiedenen Erwartungen. Sie alle sind bestimmt von einer Sehnsucht: einmal anders Kirche zu erfahren und Kirche zu sein als sonst, mit einer anderen Sprache, einem anderen Umgang untereinander, anderen Themen, die einen mehr angehen, einer Frömmigkeit, die einen mehr betrifft, einer Theologie, die Frauen nicht ausklammert, sondern aktiv mit einbezieht. Es sind viele Frauen darunter, die in einer der zur Ökumene gehörenden Kirchen alt geworden sind und die nun wieder hoffen, junge Frauen, die mit den herkömmlichen kirchlichen Lebensformen und theologischen Ansprüchen nie etwas anfangen konnten, aber es sind alles Frauen, die plötzlich spüren, daß Kirche wieder lebbar wird.

Unterstützung auf Gegenseitigkeit

BARBARA GREEN

»Es gibt jetzt viel mehr Frauen in leitenden Positionen als damals vor zehn Jahren, als ich anfang«, sagt Martha Schweitzer, Managerin des Washingtoner Büros der presbyterianischen Kirche in den USA. »Die Kirchen haben sich vorgenommen, loszuziehen und die guten Frauen ausfindig zu machen, die schon die ganze Zeit da waren. Ich finde, die leitenden Frauen sind eigentlich noch wirksamer als einige der Männer dabei, zu sehen, daß die kirchlichen Büros in Washington wirklich etwas ausrichten.«

Viele der protestantischen Kirchen unterhalten solche Büros in Washington mit doppelter Aufgabe. Sie sollen einerseits das Gespräch mit staatlichen Behörden, besonders in Sachen der sozialen Gerechtigkeit und des Friedens, suchen. Bei den meisten bezieht sich dieses Gespräch besonders auf die 435 gewählten Abgeordneten und hundert Senatoren im amerikanischen Kongreß. Seltener finden Gespräche in den Ministerien oder gar mit dem Stab im Weißen Haus statt. Zum zweiten sollen die kirchlichen Vertreter Kontakt mit ihren Kirchenangehörigen pflegen, und zwar gezielt zu spezifischen politischen Fragen, damit engagierte Gemeindeglieder fähig werden, qualifizierter das Gespräch mit ihren eigenen gewählten Vertretern zu suchen.

Die meisten Frauen in der Kirchengemeinschaft sehen, daß die zunehmende Verantwortung von Frauen auch zu einer Veränderung des Stils in Gruppenprozessen führt. Die Frauen fühlen sich zu mehr Partizipation, zu mehr Offenheit verpflichtet. Gretchen Eick, Direktorin der ökumenischen Organisation IMPACT, meint, daß die Verantwortung tragenden Frauen weniger aus dem Hinterhalt schüren und handeln und weniger Anstrengungen machen, Gruppenprozesse zu manipulieren als die Männer. »Frauen bemühen sich, mehr acht zu geben auf die Einbeziehung von

Menschen«, sagt sie, »sowohl von Minderheiten als auch der verschiedenen Geschlechter oder einfach nur, um auch zurückhaltenden Menschen eine Chance zu geben, sich zu beteiligen.« Sally Timmel, Direktorin des Washingtoner Büros der Church Women United, meint, daß die Führungsrolle der Frauen um so sichtbarer wird, je mehr Dinge von Frauen mitbetrieben werden und je mehr Frauen nach partizipatorischen Neuansätzen suchen.

Die meisten Frauen, die in der Öffentlichkeit tätig sind, finden, daß sie mit Unterstützung auf Gegenseitigkeit rechnen können. »Das geschieht immer wieder«, sagt Sally Timmel. »Ich merke, daß Frauen sich nach Altersgruppen zusammenfinden, da sie mit denselben Problemen konfrontiert werden.« Jüngere Frauen müssen mit der Doppelbelastung von Beruf und Kleinkindern klarkommen; ältere müssen um Pensionsrechte kämpfen oder jahrzehntelange Benachteiligung bewältigen. Frauen in kleinen Gruppen, aber auch bei der Gelegenheit von Begegnungen auf dem Korridor: Die Frauen lachen zusammen, tauschen ihre Geschichten aus, teilen ihre Probleme und beraten sich über Strategien. In der Kirche ist das gemeinsame Engagement für die ökumenische Arbeit, für soziale Gerechtigkeit und Frieden die wesentlichste Klammer, die uns verbindet. »Die emotionale Unterstützung von Frauen fließt wirklich in die Arbeit, und das stärkt unser Bemühen, zu Ergebnissen zu kommen«, sagt Martha Schweitzer.

Wenn Frauen in Positionen mit etwas Macht hineinwachsen, lernen sie, mit den Belastungen umzugehen, die damit verbunden sind. »Ich denke, die meisten Frauen beginnen diese Arbeit mit der Vorstellung, daß sie Menschen gefallen werden, und nicht damit, daß sie sich Feinde machen könnten«, meint Gretchen Eick. »Nach und nach lernen sie, daß, wenn sie erst Macht haben, was auch immer sie machen, einige Menschen anderer Meinung sind als sie selbst, daß sie strenger Kritik ausgesetzt sind. Darauf haben sich Frauen einzustellen.« Und Sally Timmel sagt: »Es ist ein Dilemma für mich, das Selbstbewußtsein, das ich brauche und was auch Teil meines Wesens ist, zu balancie-

ren mit dem Gefühl, daß mir diese Rolle nicht immer angenehm ist.«

Drei Kirchen haben in ihren Washingtoner Büros weibliche Leiterinnen: Die evangelisch-lutherische Kirche in Amerika Kay Dowhower, die presbyterianische Kirche Elenora Giddings Ivory und die Episkopalkirche hat gleichberechtigt einen Leiter und eine Leiterin, Betty Coats. Auch zwei wichtige ökumenische Organisationen haben weibliche Direktorinnen. Gretchen Eick für IMPACT und Mary Cooper für den National Council of Churches Washington. Diese Frauen haben sich in den letzten Monaten etliche Male getroffen, eine hat damit die andere unterstützt und geschützt, und sie planen, diese Treffen fortzusetzen. Das war aber nicht immer so. Als Mary Jane Patterson 1976 an die Spitze des damaligen Washingtoner Büros der presbyterianischen Kirche berufen wurde, war sie die erste Frau, die bis an die Spitze eines konfessionellen Büros durchdrang.

In dem Maße, in dem Frauen mehr Erfahrung bekommen, auch in Verwaltungsangelegenheiten, treten auch die Unterschiede zwischen Frauen stärker in Erscheinung. Frauen, die von Frauen angestellt worden sind, fühlen sich freier, von den Meinungen ihrer Chefinnen abzuweichen. Früher war dagegen die Notwendigkeit der Solidarität unter den wenigen Frauen so vorherrschend, daß darüber unterschiedliche Meinungen in die hinterste Ecke zurückgedrängt wurden. Martha Schweitzer bemerkt, daß noch immer die bürokratischen Notwendigkeiten der größeren Einrichtungen, für die wir arbeiten, die kreativen und angemessenen Initiativen, die aus dieser Gemeinschaft entstehen könnten, wieder im Keim ersticken.

In Washington gibt es außerdem Vertretungen für drei große Frauenorganisationen: Church Women United mit Sally Timmel; NETWORK, eine Lobby-Gruppe von katholischen Schwestern, und die Frauenabteilung der großen Methodistenkirche.

Sally Timmel behauptet, daß Frauenorganisationen zwei besondere Aufgaben haben im Zusammenspiel der kirchlichen Organisationen. Zum einen widmen sie besondere

Aufmerksamkeit den Frauen, die dem Angriff unmenschlicher öffentlicher Attentate ausgesetzt sind, und sie machen deren Anliegen öffentlich. Als Sally Timmel 1983 nach Washington kam, gab es keinen kirchlichen Vertreter, der sich um Gesundheitswesen und Wohnrecht kümmerte. So kämpfte sie um Extrazuschüsse, um gerade diese Anliegen zu unterstützen. Zum zweiten richteten die Frauenorganisationen ihre Aufmerksamkeit auf die Öffentlichkeitsarbeit, darauf, wie die politischen Informationen interessierte Frauen in den Gemeinden erreichen. Sally Timmel hat angefangen, mehr mit Telefon, mit Rundfunk und Fernsehspots zu arbeiten, um die Aktion zu beschleunigen. Frauenorganisationen können außerdem Infrastrukturen und Ressourcen (z. B. Geld) beschaffen, um die Bemühungen von Frauen zu unterstützen. »Es ist schwer für uns, zu akzeptieren, daß niemand anderes – als wir selbst – für uns sorgt, egal wie gut wir sind«, bemerkt eine Frau vom Stab. »Die Frauen der methodistischen Kirche waren oft die fortschrittlichste Gruppe von allen«, sagt eine andere, »einfach deshalb, weil sie unabhängig von ihrer Kirche sind und Geld haben.«

»Die persönliche Verantwortung, die wir füreinander haben«, sagt Sally Timmel, »und der Gemeinschaftssinn sind einfach einmalig«.

Mit meinem ganzen Wesen gehöre ich meiner Kirche

ANEZKA EBERTOVA

Vierzig Jahre habe ich im geistlichen Dienst einer der Minderheitskirchen in der Tschechoslowakei gestanden. Zunächst war ich in der tschechoslowakischen hussitischen Kirche tätig, dann einige Dekaden an der theologischen Fakultät und da auf dem Gebiet der Sozialethik. Zu Beginn meines Ruhestandes blicke ich zurück. In diesen vierzig Jahren habe ich Erfahrungen mit mehreren gesellschaftlichen Umbrüchen gemacht: zunächst mit der Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre, dann den Folgen des Münchener Abkommens und der sich anschließenden Besetzung durch deutsche Truppen 1939, dann mit den Folgen des Zweiten Weltkrieges, der sozialistischen Revolution 1948, später dann mit dem Prager Frühling und dem ihn beendenden Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes 1968, schließlich mit der sanften Revolution 1989 und den ersten Schritten zur politischen Demokratisierung bei gleichzeitiger Öffnung zur Marktwirtschaft. Das alles mündet in eine dringende Frage, die Frage einer Frau, die trotz ihrer Ordination in einer immer noch nur von Männern geprägten Kirche arbeitet: Wie hast du dich gezeigt als eine rechtschaffene und unbescholtene Arbeiterin, die da recht ausgeteilt hat das Wort der Wahrheit? (2. Timotheus 2,1–15). »Du, mein Sohn, sei stark in der Gnade, die dir in Christus Jesus geschenkt ist. Was du vor vielen Zeugen von mir gehört hast, das vertrau zuverlässigen Menschen an, die fähig sind, auch andere zu lehren. Leide mit mir als guter Streiter Jesu Christi. . . Bemüh dich darum, dich vor Gott zu bewähren als ein Arbeiter, der sich nicht zu schämen braucht, als ein Mann, der offen und klar die wahre Lehre vertritt.« Ich war eine Tochter, die sich befleißigen sollte, vor Gott sich als Arbeiterin würdig zu zeigen, die das Wort der Wahrheit verkünden sollte im

kirchlichen und theologischen Dienst während einer bewegten Zeit, in der alle Worte mehrmals durchdacht werden mußten und in der der Menschheit eine ganz neue Frage vorgegeben worden ist: nämlich die Frage nach dem Überleben alles Lebenden.

Vor vierzig Jahren gehörten wir zu den ersten Theologiestudentinnen. In der damals neuen gesellschaftlichen Atmosphäre der Befreiung, der Gleichberechtigung und der Emanzipation haben wir an die starken trennenden Unterschiede der Geschlechter nicht gedacht. Dies wurde uns erst später zum Problem, aber vielen Frauen in der Kirche und nicht allen Pfarrerinnen ist dies bis heute so bewußt. Nach dem Kriege hungerten wir nach Ausbildung, nach Kultur und nach freier schöpferischer Tätigkeit. Wir wollten unsere Begabungen entdecken und die Werte, die uns wichtig erschienen, in den Dienst des Wortes der Wahrheit in der Kirche stellen. Die geistliche Hilfe der Kirche hatte uns geholfen, den schrecklichen Krieg zu überleben, die menschlichen Werte zu erkennen, uns an der verantwortlichen Gestaltung der Gesellschaft zu beteiligen und das Leben als Dienst zu verstehen und zu leben.

Diese ersten Schritte in den Gemeinden, in denen auch kritische Stimmen laut wurden, aber auch die Vorurteile gegen den Frauendienst in der Kirche, daneben auch einige positive Äußerungen, haben die männliche Leitung der Kirche zur Diskussion herausgefordert und schließlich zur Entscheidung über die Ordination der Frauen im Jahre 1947 geführt. Erst später haben wir entdeckt, daß theologische Vorwürfe auch mit dem Einfluß anderer Konfessionen und anderer kirchlicher Traditionen zusammenhängen, bis zur Frage, ob Frauen in der Kirche denselben Dienst leisten können und dürfen wie die Männer. Später erst kamen die praktischen Probleme hinzu, die aus der Verheiratung und Mutterschaft der Pfarrerinnen entstanden. Wir wurden belehrt und spürten es, daß die »emotionalen« Argumente der Frauen nicht mit den »rationalen« und »logischen« Argumenten der männlichen Kollegen konkurrieren können. Und doch hat eine von uns neulich bekannt: »Mit meinem

ganzen Wesen gehöre ich meiner Kirche, die seit ihrem Anfang keinen Unterschied vor Gott macht zwischen Mann und Frau und die in das Leben eindringt in der ganzen Breite ihrer Sendung und ihrer Wirkung. Mit ganzem Herzen gehöre ich der Kirche, die sich bemüht – freilich manchmal schwach und brüchig –, die Tradition der menschlichen Erkenntnisse und Aufträge, die zeitlich bedingt sind, sowie auch die Tradition der scheinbar heiligen Irrtümer zu bereinigen im Namen der gnädigen sowie auch der richtigen Botschaft Gottes im Zeugnis des Lebens, des Todes und der Auferstehung Jesu Christi.« Wir bemühten uns, uns nicht selbst durchzusetzen, sondern so zu arbeiten, daß der Dienst der Frauen nicht entehrt oder angezweifelt wurde.

Nicht alle Probleme, die sich aus der Arbeit in den Gemeinden, an der Fakultät, mit den Konferenzen der Laien, in den Arbeitskommissionen der Kirche, in der ökumenischen Zusammenarbeit mit Männern und Frauen aus elf Mitgliedkirchen unseres Ökumenischen Rates oder aus der Friedensarbeit ergaben, kann man auf das Mann/Frau-Problem reduzieren. Doch die Reste der patriarchalen und hierarchischen Strukturen und die entsprechenden Verhaltensweisen von Männern verursachen manche Mißverständnisse und Konflikte, Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen. Sie fügen der Seele der Frauen schmerzhaft Wunden zu und beeinträchtigen die zwischenmenschlichen Beziehungen. Ich versuche in diesem Rückblick, alle bitteren und emotionalen Gefühle, alle sentimentalen Erinnerungen an unfruchtbare Auseinandersetzungen und Mißverständnisse wegzuschieben. Wenn ich dies tue, sehe ich die Widersprüche der Generationen, den heftigen Streit um Ideen, politische Widersprüche und Konflikte, die hinter mir auf meinem Lebensweg liegen, als notwendige Stufen des Heranreifens für den Dienst der Arbeiterin, die das Wort der Wahrheit austeilen soll. Als besonders schwierig empfinde ich den Zerfall eines einheitlichen Bewußtseins und der Verantwortung für die ethische und geistliche Qualität des Priesters, des Pfarrers und des Christseins überhaupt. Die Ordination von Frauen, der Frauendienst in der Kirche, die Feminisierung der kirch-

lichen Arbeit sollten positiv aufgefaßt werden und die Kirche bereichern. In diesem Sinne gehen alle Schwierigkeiten auf meinem Weg als ordinierte Frau über in die Freude, daß wir als Arbeiterinnen des Wortes der Wahrheit arbeiten konnten. Das Leben in den Gemeinden und die Zeugnisse einzelner Christen haben uns dazu ermutigt und gezeigt, wie notwendig und dringlich dieser Dienst ist. Gerade die Bedrohungen, denen die Menschheit heute ausgesetzt ist, zeigen, daß Kirche das Zeugnis schuldig ist, daß menschliche Gemeinschaft des Glaubens, der Hoffnung und der aktiven Liebe notwendig sind. Es erweist sich aber auch, wie oft das Christentum in diesem Dienst bei der Umwandlung der Welt versagt.

Bei der kollegialen Zusammenarbeit von Pfarrern und Pfarrerinnen, aber auch in der Frauenarbeit zeigt sich immer wieder, wie dringend notwendig die Solidarität unter den Frauen und Schwestern ist, aber auch, wie fragil und schwach sie sich immer wieder zeigt. Eine besonders dringliche Aufgabe für Frauen in der Kirche sehe ich in der Auslegung der Bibel, in den Ergänzungen der theologischen Kenntnisse und Erkenntnisse von Männern. Frauen haben einen besseren Zugang zu menschlichen Sorgen, zu den Seelen und zu den Schmerzen von Menschen. Hier liegen wichtige Aufgaben, wenn der Einsatz für die Werte des Evangeliums zu Taten führen soll. Das Christentum leidet nicht zu sehr am Mangel an guten Ideen und theologischen Gedanken, als vielmehr an christlicher Praxis und dem Mangel, Brücken zu schlagen zwischen theologischen Aussagen und praktischem Tun. Es erscheint leichter, die ethischen Konsequenzen aus dem Evangelium zu ziehen für die zwischenmenschlichen Beziehungen, als die Gebote des Evangeliums zu erfüllen im politischen Leben und im weltwirtschaftlichen Bereich. Und das sind die Gebiete, in denen bisher die Frauen am wenigstens sprechen und entscheiden konnten.

Sinnvoll sehe ich die theologische und seelsorgerliche Arbeit überall dort, wo sie Erkenntnisse vertieft und zu verantwortlichem Tun Mut macht. Ich sehe sie nicht dort, wo sie trennende Schulen und Konfessionen ermöglicht. Wir müs-

sen uns mehr um die menschliche Annäherung bemühen und uns für Gerechtigkeit und Frieden in der tätigen Liebe engagieren. Wenn die abstrakte akademische, oft raffinierte Theologie nicht Gestalt gewinnt in einer neuen Werteskala, wenn sie nicht die Voraussetzungen für die Übernahme christlicher Verantwortung schafft, wenn es ihr nicht gelingt, Glauben in eine neue Mitmenschlichkeit umzuwandeln, wenn sie die Barrieren zwischen Menschen, Völkern und sozialen Schichten nicht abzubauen weiß, wenn sie nicht die Welt verändert, dann ist Theologie zwar eine sehr interessante Tätigkeit, aber eine schwache Grundlage für die Gestaltung unseres Lebens. Auf allen diesen Gebieten gibt es viele weiße Flecken, an denen das Engagement der Frauen fehlt oder nicht zugelassen ist, ganz gleich ob es sich um Laien oder ordinierte Frauen handelt.

Die Verbreitung des Wortes der Wahrheit ist für mich eine mir ganz persönlich anvertraute und doch nicht erfüllte Aufgabe geblieben. Unsere Maßstäbe erlauben uns nicht zu beurteilen, ob diese Arbeit wirklich »rechtschaffen« und »unbescholten« geleistet worden ist. Die globale Krise der Menschheit und die schnellen Veränderungen an manchen Orten der Welt von heute treffen uns unvorbereitet und ratlos an. Vielleicht müssen wir sowohl die menschlichen Werte als auch die menschlichen Schwächen besser erkennen, müssen uns zu den Wurzeln des Bösen und der Sünde vorarbeiten, müssen das Leben als einen offenen dynamischen Prozeß betrachten und uns gleichzeitig mit dem Geheimnis der Transzendenz beschäftigen, um Macht, Liebe und Gnade Gottes zu entdecken und zu empfangen. Unsere konkrete geschichtliche und gesellschaftliche Situation macht theologische Arbeit notwendig, um uns die machtlose Liebe Jesu Christi in Erinnerung zu rufen. Als Frauen müssen wir in diesem Sinne an der Bibel arbeiten und uns in Gebeten öffnen. Mir ist es wichtig, daß ich weiß, daß ich mich der geistlichen und theologischen Arbeit immer verpflichtet wußte und sie in Demut praktiziert habe, um sie in ihrer Unvollkommenheit dem letzten Gericht Gottes übergeben zu können. Trotz aller meiner Schwächen, der uner-

füllten Aufgaben, trotz allen Irrtümern, Mißverständnissen und Mißerfolgen fühle ich mich überwunden durch das Gefühl der tiefen Dankbarkeit für die Eröffnung der Tür zum Weg des Lebens und der Wahrheit. Ich bin dankbar für die Erkenntnis, daß in der Machtlosigkeit die Kraft der Wahrheit, des Guten und der Liebe ist. Und ich bin sicher, daß der endgültige Sieg der Wahrheit nicht billiger zu erreichen ist als im Ringen um die wahre Nachfolge Jesu in der Ganzheit des unteilbaren Lebens. Und dieses umfaßt Männer und Frauen.

Konfession: Ökumenisch

ANNELIESE LISSNER

Zwanzig Jahre ist es sicher schon her. Meine Tochter hatte wegen der Teilnahme an einem Ferienlager einen Fragebogen auszufüllen. »Mama, was ist Konfession? Was muß ich da schreiben?« –

»Konfession, das heißt Bekenntnis. Damit ist unsere Kircheng Zugehörigkeit gemeint. Du bist römisch-katholisch.«

»Bekenntnis«, wiederholte sie grübelnd. »Ach ne, Mama, wir sind doch ökumenisch. Ich schreibe ökumenisch!«

Die gewiß unübliche Konfessionsangabe blieb unbeantwortet und ohne Rückfrage. Meine ökumenische Tochter ging mit mir ins Hochamt oder mit ihrem Großvater in den evangelischen Gottesdienst. Sie spielte in der Flötengruppe der evangelischen Gemeinde und im Krippenspiel der katholischen Schule mit. Wir Eltern organisierten einen ökumenischen Gesprächskreis, in dem der evangelische Pfarrer ebenso Gast und gelegentlicher Fachmann war wie der befreundete Weihbischof – immer willkommen und gerne gesehen, aber nicht unsere höchste Autorität. Wir waren eine Laieninitiative, keine Gemeindegruppe. Das machte das Gespräch über Glauben, kirchliche Traditionen, Literatur, Philosophie und Wissenschaft offen und spannend. Jede und jeder erfuhr Neues durch die Glaubensgeschichte des anderen, Merkwürdiges, Erstaunliches, manchmal Befremdliches. Aber da wir es einander nur mitteilen wollten und nicht auf Übernahme aus waren, brauchte sich niemand bedroht, angegriffen oder eingengt zu fühlen.

Im Dokument der Europäischen Ökumenischen Versammlung, die 1989 in der Woche nach Pfingsten in Basel stattfand, finden sich Aussagen, daß die Kirchen auf dem Weg zur Einheit nicht mehr fixiert sein sollen auf das, was sie trennt, sondern den Reichtum ihrer verschiedenen Traditionen als Teil der Fülle erfahren sollen, die aus der Bezie-

hung Gottes zu den Menschen immer neu erwächst. Diese Erfahrung prägte auch unseren ökumenischen Gesprächskreis vor mehr als zwanzig Jahren. Sie in Basel von den mehr als 500 delegierten Männern und Frauen aus allen christlichen Kirchen aller Länder Europas formuliert und nahezu einstimmig angenommen zu sehen, hat mich froh und zuversichtlich gemacht. Mein Zutrauen zu ökumenischen Aktivitäten und Perspektiven ist, wenn ich nachdenke, in den Erfahrungen meiner Kindheit begründet. Unsere Familie war »weltanschaulich gemischt«, traditionell christlich die Eltern, marxistisch-atheistisch die Großeltern. Ich erinnere mich aber an keine einzige Auseinandersetzung über diese so unterschiedliche Verwurzelung. »Gute Menschen gibt es überall«, sagte mein Großvater, »bei den Christen, den Juden und den Sozis. Du mußt ein guter Mensch werden, das ist das allerwichtigste«. Mein Großvater war für mich ein wahrhaft guter Mensch, er nahm mich ernst, er war lustig und geduldig, er war gerecht. Tief beeindruckt war ich als Vierzehnjährige von einem bei uns einquartierten überzeugten Katholiken. Wie Großvater war er distanziert gegenüber dem Nationalsozialismus, brachte mir andere Werte nahe – und verstand sich mit Großvater aufs beste. »Wenn ich einer Kirche angehören müßte«, sagte Großvater, »dann würde ich katholisch.«

Ich wurde während meiner Studienzeit katholisch, angezogen von der Eucharistie, der liturgischen Frömmigkeit, der Vielfalt der Glaubensgestalten. Aber ich blieb doch auch »evangelisch«, an Bibelgesprächen interessiert, auf Gewissensfreiheit ausgerichtet. Die Entwicklungen in der katholischen Kirche in den sechziger Jahren, das römische Konzil und die Synode der Bistümer der Bundesrepublik setzten viele ökumenische Hoffnungszeichen. So geprägt und von den Zeitzeichen ermutigt, konnte ich ökumenische Aktivitäten auch im Berufsbereich entfalten. Als Redakteurin einer katholischen Frauenverbandszeitschrift fand ich Kontakt zu evangelischen Kolleginnen und den entsprechenden Zeitschriften und Initiativen. Gemeinsame Autoren- und Redaktionskonferenzen vertieften das Bewußtsein, die christliche

Botschaft nur im konfessionellen Miteinander überzeugend und »heilsam« an andere Menschen weitergeben zu können. Ein spezielles Ergebnis dieses Austausches ist das Bewußtwerden der Situation der Frauen in den Kirchen und der christlichen Tradition.

Wohl keine Verbands- und Gemeindefrau kann ihren Erfahrungsbericht zur Ökumene ohne die Schilderung des Einflusses durch den Weltgebetstag der Frauen machen. Diese vor hundert Jahren in den USA begonnene Fraueninitiative, über Konfessionsgrenzen hinweg gemeinsam für Frieden und Gerechtigkeit zu beten, ist inzwischen eine weltumspannende, wirklich ökumenische Frauenbewegung geworden. Hier ist Ökumene gegenwärtig als Gebets- und Gottesdienstgemeinschaft von Frauen nahezu aller christlichen Kirchen und als weltweite Vereinigung, die an jedem ersten Freitag im März die geistliche Botschaft von Frauen eines Landes annimmt, 1989 Birma, 1990 Tschechoslowakei, 1991 Kenia . . .

Die Diskrepanz zwischen den ursprünglichen kulturellen Traditionen und deren Verformung durch eine westliche Missionierung wurde dabei mitunter sehr deutlich. Aus der Enttäuschung über eine manchmal so wenig fremdartige Liturgie wuchs die Bereitschaft, das Angebotene zu akzeptieren, aber sich für die Entwicklung der Eigenständigkeit der anderen einzusetzen. Auch das halte ich für notwendiges ökumenisches Lernen, und beim Weltgebetstag der Frauen vollzieht es sich kontinuierlich und wie von selbst.

Eben hat mich eine Bekannte aus dem ehemaligen ökumenischen Gesprächskreis angerufen. Er existiert schon seit Jahren nicht mehr, aber die »ökumenische Verbindung« ist dennoch vorhanden. »Können wir nicht etwas tun, damit die Medien mehr über die Weltversammlung von Seoul berichten?« war ihre Frage. Wir wollen an ein paar Intendanten und Chefredakteure schreiben, haben wir verabredet. Viel sichtbaren Erfolg werden wir sicher nicht haben, aber im Geist der Ökumene bleiben wir zuversichtlich.

Bevor der Geduldsfaden reißt...

ELISABETH RAISER

Beim jährlichen Weltgebetstag am ersten Freitag im März sammeln sich in den Städten und Gemeinden überall in der Welt Hunderte oder auch Tausende von Frauen aller Konfessionen. Sie beten gemeinsam, sie informieren sich über die politische und gesellschaftliche Situation eines Landes dieser Erde; sie sammeln für ein Projekt, das in eben diesem Land etwas mehr Gerechtigkeit für Frauen verwirklichen helfen will. Hier wird einmal im Jahr die weltweite Frauenbewegung für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung allen sichtbar: zweifellos die breiteste ökumenische Basisbewegung überhaupt.

Ein anderes Bild: Frauengruppen gehen dem Schicksal sowjetischer Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen im Ruhrgebiet nach und pflanzen zweimal im Jahr auf ihren Gräbern Blumen in Form des Friedenszeichens. Sie übermitteln die Namenslisten der Verstorbenen den sowjetischen Partnergemeinden, nachdem sie sie in mühsamer Kleinarbeit zusammengestellt haben.

Oder: Frauen eröffnen die jährlichen Aktions- und Boykottwochen gegen die Apartheidpolitik in Südafrika mit Mahnwachen, Straßentheater und Infoständen. Oder sie arbeiten in Frauengemeinschafts- oder Frauenhilfsgruppen mit, um über verschiedene Produkte aus Ländern der Zweidrittel-Welt zu berichten und zu erklären, wie wir als Konsumentinnen beim Einkauf Zeichen der Solidarität mit den Armen setzen können.

Eine zweite Beobachtung: Die konziliare Suche nach mehr Gerechtigkeit bringt die Frage nach der Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche mit neuer Radikalität auf die kirchliche Tagesordnung. Diese Frage ist zugleich eine Frage nach der Macht und dem Umgang mit Macht. Sie ist damit eine Herausforderung an die Kirchen und an ihr

Verständnis vom Kirchesein. Frauen, die in den Kirchen kaum Anteil an der Macht haben, werden nicht müde, ein Teilen der Macht einzuklagen. Wenn die Kirchen ihrerseits nach mehr Gerechtigkeit in der Welt verlangen und den Machtmißbrauch der Mächtigen beklagen, dann müssen sie sich fragen lassen, wie sie es selber damit halten. Das ist von den Frauen her gesehen die Gretchenfrage! Frauen wollen in den Kirchen keine Spielwiesen – auch wenn sie gerne Freiräume in Anspruch nehmen, um ihre eigene Spiritualität zu entwickeln. Sie wollen nicht nur »mitmachen dürfen«, sondern sie wollen ernstgenommen werden, mitentscheiden, den Rahmen des kirchlichen Lebens gleichberechtigt mitbestimmen. Sie wollen Gerechtigkeit. Und sie wünschen sich ein Loskommen von den hierarchischen Strukturen, ein Teilen der Macht, das gegenseitige Ermächtigung ermöglicht.

Modell Frauenkirche

Die Frage, wie diese Vision in der Kirche zu verwirklichen sei, stellt sich selbstverständlich den Frauen selbst, und sie sind sich darin nicht unbedingt einig. Aber es ist eine wichtige Erfahrung von Frauen im konziliaren Prozeß, daß sie sich in der Wahl ihrer verschiedenen Wege mehr und mehr gegenseitig anerkennen, sei es auf dem langen Weg durch die Institution oder auf dem Weg eigenständiger Frauengruppen oder gar einer *Frauenkirche*, die von einem Gegenmodell aus die traditionelle Kirche in Frage stellt. Vielleicht kann dieses Gegenmodell die Kirche reformieren. Zusammenarbeit oder Verweigerung, Reform von innen oder Provokation von außen – das ist die viele Frauen bewegende Frage. Die Kirchen täten gut daran, diese Stimmung wahrzunehmen und nicht zu warten, bis die Mehrzahl der Frauen die Geduld verloren hat und aus den steinernen Kirchenmauern auswandert, weil sie dort nichts anderes hören als vertröstende Worte.

Frauen erleben auf dem konziliaren Weg nicht nur wachsende Solidarität untereinander, sondern auch mit zahlreichen Männern. Wenn dieser Funke überspringt, könnte er

die Kirchen vor Ort von Grund auf verändern. Der konziliare Prozeß enthält damit gerade in der Radikalität seiner Anfragen ein Hoffnungspotential für eine Erneuerung der Kirche. Ob die unausgesprochene Furcht davor ein Motiv für den Rückzug der römisch-katholischen Kirche aus dem Prozeß ist?

Mißstände treffen Frauen härter

Mit vielen anderen Frauen habe ich im konziliaren Prozeß die besondere Betroffenheit von Frauen und Kindern durch Ungerechtigkeit, Krieg, Militarismus und Umweltzerstörung neu sehen gelernt. Diese Mißstände treffen Frauen härter als Männer. Die traditionell patriarchalen Ordnungen unserer Welt liegen mit ihrem strukturellen Herrschaftscharakter zahlreichen Krisen der Moderne zugrunde. Frauen fordern daher mehr und mehr, daß der Sexismus als eine der Ursachen für Krieg, Unterdrückung und Ausbeutung der Umwelt gesehen und anerkannt wird und daß in einem zweiten Schritt die Aufhebung des Sexismus als ein wesentlicher Beitrag zur Lösung der anstehenden Probleme wahrgenommen wird. Eine Gruppe feministischer Theologinnen in Zürich hat diese Sichtweise in einer Thesenreihe über Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung formuliert. Inhaltlich geht es dabei um folgende Fragestellungen:

Frauen bringen an zahllosen Orten beharrlich, mit viel Phantasie und Mut, die Themen des konziliaren Prozesses zur Sprache und erproben Formen der Solidarität, die sichtbar, spürbar und verständlich für alle sind.

Das Fußvolk der Frauen

Doch: auch auf dem Weg des konziliaren Prozesses leiten und entscheiden mehrheitlich Männer, wandern als Fußvolk mehrheitlich Frauen. Es ist kein Geheimnis, daß in den »hö-

heren Rängen« des konziliaren Prozesses der Anteil von Frauen ihrem tatsächlichen Engagement in keiner Weise entspricht. Frauen geben aber oft die entscheidenden Impulse. Wenn beispielsweise den Teilnehmern und Teilnehmerinnen der Schlußfeier der Ökumenischen Versammlung von Basel im vergangenen Jahr, bei der ein gemeinsames Abendmahl nicht möglich war, das anschließende gemeinsame Essen auf dem Münsterplatz wie ein großes Liebesmahl erschien, so war das das Werk von Hunderten von Basler Frauen, die Selbstgemachtes mitgebracht hatten, um es mit allen anderen zu teilen. Der Schmerz über den getrennten Tisch in der Eucharistie war für viele aufgehoben in dieser »Teilete«. Die Frauen haben hier theologisch etwas sehr Wichtiges mitermöglicht: daß das gemeinsame Erleben dieser Einheit größer wurde als die dogmatischen Trennungen – es war im wörtlichen Sinne wie ein Vorgeschmack auf die Einheit, auf die wir hinleben.

Im Basler Abschlußdokument stammt der schöne Abschnitt über die Umkehr zu Gott aus der Feder von zwei Frauen. Die in diesem Text beschworene Umkehr in eine Gemeinschaft, in der Frauen auf allen Ebenen kirchlichen Lebens die gleiche Verantwortung tragen wie Männer, wurde von der Versammlung ausdrücklich und mit großer Mehrheit als Ziel bestätigt. Aber sie ist in der ökumenischen Praxis auf europäischer Ebene noch kaum in Sicht.

– *Gerechtigkeit*: Die in der patriarchalen Ordnung vorgenommene Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen weist den Frauen den gar nicht oder schlecht vergüteten Arbeitssektor zu, da von einer »Ernährerpflicht« des Mannes ausgegangen wird. Immer weniger Frauen können jedoch auf den Unterhalt durch einen Mann zählen. Sie brauchen die eigene Erwerbstätigkeit und die eigene soziale Absicherung. Da diese grundlegende Änderung unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit auch von den Kirchen nur unzureichend wahrgenommen wird, wird die Armut von Frauen, vor allem im Alter, nur als ein Problemfeld für die Diakonie angesehen – nicht jedoch als Herausforderung an die strukturelle Ungerechtigkeit, die der *Feminisierung der Armut*

zugrunde liegt. Das gilt unter je unterschiedlichen Bedingungen sowohl für die Situation der Frauen in den reichen Ländern des Nordens wie in den armen Ländern des Südens. Die Kirche, die von der ehrenamtlichen Arbeit von Frauen lebt, hat allen Grund, sich dieser Frage zu stellen! Weitere Schwerpunkte in diesem Bereich seien nur stichwortartig genannt: Sextourismus, Frauenhandel, Gewalt gegen Frauen, Schwangerschaftsabbruch, Frauenbe(nach)teiligung in Entwicklungskonzepten.

– *Frieden*: Im militärischen Denken kommt die Frau eigentlich nur als Objekt vor: entweder als schutzbedürftiges Wesen, das oft genug als Motiv zur Kriegsführung herhalten mußte, oder als Ziel sexueller Aggression oder Verachtung. Das tragische Kapitel der Vergewaltigung in Kriegszeiten sowie der Prostitution in der Nähe von Militärbasen muß in diesem Zusammenhang genannt werden. Militarismus macht Frauen zu Opfern. Das hat kürzlich in schreckenerregender Deutlichkeit eine Tagung der *Asiatischen Frauenkonferenz* zum konziliaren Prozeß erneut zutage gebracht. Dabei wird von den Frauen nicht geleugnet, daß sie ihren eigenen Anteil zu diesem Denken beitragen, es durch Passivität, Konfliktunfähigkeit und Fügsamkeit selber ermöglichen. Aber sie haben eine andere Schuld zu bekennen als Männer und brauchen eine andere Befreiung. Diese Erkenntnis ist im kirchlichen Rahmen in ihrer Deutlichkeit eine Frucht des konziliaren Prozesses.

– *Schöpfung*: Die traditionelle Abwertung des Körperlichen und damit des Weiblichen, dem die Körperlichkeit und Natürlichkeit zugeordnet wurde, gingen und gehen heute noch Hand in Hand mit der Ausbeutung der Natur. Frauen, die diesen Zusammenhang sehen, kämpfen daher für das Lebensrecht der Natur im gleichen Atemzug wie für ihr eigenes Selbstbestimmungsrecht. Sie sind besonders betroffen durch die Gentechnik im Bereich der Humangenetik, durch den Verlust der Lebensgrundlage der für die Ernährung der Familien zuständigen Frauen durch Waldrodung und andere Umweltzerstörung, durch die Not im Zusammenhang des Bevölkerungswachstums.

Frauen im konziliaren Prozeß erfahren Ernüchterung und Ermutigung zugleich. Sie entdecken neue brennende Fragestellungen, sie erleben Solidarität und Enttäuschung. Kein Grund, um nicht weiterzumachen.

Die Autorinnen

Nasrin Bassiri, geboren 1945 in Teheran/Iran, Dr. rer. pol., Studium in Österreich, 1974 bis 1979 Lehrbeauftragte der Fachhochschule für Wirtschaft in Berlin, 1979 Rückkehr in den Iran, nach fünf Jahren Flucht aus dem Iran, Mitbegründerin des Vereins iranische Flüchtlinge, Mitarbeit im Berliner Flüchtlingsrat.

Carola von Braun, geboren 1942, Frauenbeauftragte des Senats in Berlin, Mitglied des Bundesvorstandes der F.D.P.

Ines Buhofer, geboren 1938, Theologin, zehn Jahre Lektorin für Religion und Psychologie, 1979 bis 1989 als Pfarrerin tätig, zur Zeit Hilfsarbeiterin in einer Fabrik.

Sevim Celebi-Gottschlich, geboren 1951 in Ankara/Türkei, Sozialarbeiterin, seit zwanzig Jahren in Berlin, Koordinatorin des Projektes AKARSU (Gesundheitsprojekt für immigrierte Frauen und Mädchen).

Anezka Ebertova, geboren 1923, im Zweiten Weltkrieg Sozialarbeiterin, anschließend Studium der Theologie an der Hus-Fakultät, bis 1990 Professorin für Sozialethik an der Theologischen Fakultät in Prag, seit 1983 verantwortlich für die Frauenarbeit beim Ökumenischen Rat der Kirchen in der CSFR.

Liselotte Funcke, geboren 1918, Diplom-Kaufmann, Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen.

Barbara Green, geboren 1950, Theologin, seit 1983 Referentin für Friedensfragen bei dem Washingtoner Büro der Presbyterianischen Kirche und Pastorin, 1977 bis 1982 Verbindungsbeauftragte des Nationalen Kirchenrates in den USA für den Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR.

Hildegard Hamm-Brücher, geboren 1921, Dr. rer. nat. Dr. h.c., Staatsministerin a. D., MdB der F.D.P.

Renate Hellwig, geboren 1940, Dr. jur., Staatsministerin a. D., seit 1980 MdB der CDU.

Eva Jaeggi, geboren 1934, Dr. phil., Professorin für klinische Psychologie an der Technischen Universität Berlin.

Susanne Kahl-Passoth, geboren 1948, Theologiestudium, 1978 bis 1988 Gemeindepfarrerin in Berlin-Steglitz, seit Oktober 1989 Landesjugendpfarrerin in Berlin (West).

Barbara Kamprad, geboren 1945, Journalistin und Buchautorin, Chefredakteurin von »JS – Das Magazin für junge Soldaten« in Hamburg.

Linde von Keyserlingk, seit 1976 freie Autorin, Funk- und Fernsehjournalistin in den Bereichen Bildung, Erziehung und Dritte Welt, Familientherapeutin im Psychotherapeutischen Zentrum in Stuttgart.

Christa Lewek, geboren 1928, Studium der Germanistik, bis 1989 Oberkirchenrätin beim Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR.

Anneliese Lissner, geboren 1925, Dr. phil., 1951 bis 1972 als Journalistin tätig, 1971 bis 1989 Generalsekretärin der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands.

Anke Martiny, geboren 1939, Dr. phil., Senatorin für kulturelle Angelegenheiten des Landes Berlin. Mitglied des Parteivorstandes der SPD.

Elisabeth Raiser, geboren 1940, Studium der Geschichte und Französischen Literatur, Promotion in Geschichte, 1969 bis 1983 in Genf Lehrtätigkeit am Dolmetscherinstitut der Universität Genf, seit der Rückkehr nach Deutschland freiberuflich in der kirchlichen Erwachsenenbildung tätig.

Rut Rohbrandt, geboren 1943, Pastorin, 1970 bis 1977 Gemeindepastorin, 1978 bis 1989 Leiterin des Nordelbischen Frauenwerkes, jetzt Leiterin des Frauenreferates der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche.

Eva Rühmkorf, geboren 1935, Diplom-Psychologin, Studium der Psychologie, Theologie und Germanistik, 1979 bis 1988 Leiterin der Leitstelle für die Gleichstellung der Frau in der Senatskanzlei der Freien und Hansestadt Hamburg, 1988 bis 1990 Ministerin für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur in Schleswig-Holstein, jetzt Bundesratsministerin.

Ele Schöfthaler, geboren 1952, freie Journalistin und Diplomsoziologin, 1976 Mitbegründerin der feministischen Frauenzeitschrift *Courage*, 1990 zweite deutsche Schreibhändlerin.

Annemarie Schönherr, geboren 1932, Studium der Theologie, 1961 Ordination, zwei Jahre Gemeindepfarramt, seit der Heirat 1963 ehrenamtlich in verschiedenen kirchlichen Gremien tätig.

Erika Schuchardt, geboren 1940, Dr. phil. habilitiert, Professorin im Fachbereich Erziehungswissenschaften an der Universität Hannover.

Reinhild Traitler, geboren 1940, Studium der neuen Philologie, 1969 bis 1983 beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf tätig, seit 1984 Studienleiterin im Evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern in Zürich/Schweiz.

Bärbel von Wartenberg-Potter, geboren 1943, Studium der Germanistik und Theologie, Pfarrerin, 1980 bis 1985 Direktorin der Abteilung »Frau in Kirche und Gesellschaft« des Ökumenischen Rates in Genf, 1985 Dozentin am Theologischen College in Kingston/Jamaica.

Helga Weckerling, geboren 1910, Theologiestudium, 1937 als erste Frau in Berlin von der Bekennenden Kirche ordiniert, 1943 Heirat, bis 1946 Pfarrdienst in Dühringshof, jetzt Polen, 1948 Ordinationsrechte für »ruhend« erklärt.

Quellennachweis

Nasrin Bassiri: Beitrag im Forum »Flüchtlinge und Einwanderer« beim 23. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Berlin 1989; teilweise anders veröffentlicht in: Deutscher Evangelischer Kirchentag, Berlin 1989 – Dokumente-, Kreuz Verlag Stuttgart, S. 567 ff.

Sevim Celebi-Gottschlich: Beitrag im Forum »Flüchtlinge und Einwanderer« beim 23. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Berlin 1989; in: Kirchentag '89: Berichte und Materialien aus Berlin, hg. im Auftrag des Dt. Evangelischen Kirchentages von Rüdiger Runge, München 1989, S. 118 f.

Hildegard Hamm-Brücher: Auszug aus einem Studiogespräch des Bayerischen Rundfunks Nürnberg am 24. November 1989.

Linde von Keyserlingk: Beitrag aus der Arbeitsgruppe 2 »Leben und Glauben: Jeder Mensch hat seine Zeit« beim 23. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Berlin 1989.

Elisabeth Raiser: Beitrag im Publik-Forum 4/1990, S. 5 f.

Reinhild Traitler: Beitrag unter dem Titel »Bleibt uns nur die andere Sicht der Dinge?« in der Ökumenischen Rundschau 4/1989, S. 373–388.

Helga Weckerling: »... und ich will bei euch wohnen«, Texte Evangelischer Kirchentag Berlin '87/Gemeinschaft von Frauen und Männern; eine kürzere Textstelle ist entnommen aus: Wolfgang See/Rudolf Weckerling, Frauen im Kirchenkampf. Beispiele aus der Bekennenden Kirche Berlin-Brandenburg 1933–1945. Wichern-Verlag, Berlin 1986².

KAISER TASCHENBÜCHER

- 43 Helmut Gollwitzer, Die Existenz Gottes im Bekenntnis des Glaubens, hg. von Peter Winzeler, Ausgewählte Werke Bd. 2, 208 Seiten, kart. ISBN 3-459-01773-2
- 44 Helmut Gollwitzer, Mensch, du bist gefragt. Reflexionen zur Gotteslehre, hg. von Peter Winzeler, Ausgewählte Werke Bd. 3, 336 Seiten, kart. ISBN 3-459-01774-0 (Originalausgabe)
- 45 Helmut Gollwitzer, ...daß Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Aufsätze zur politischen Ehtik Bd. 1, hg. von Andreas Pangritz, Ausgewählte Werke Bd. 4, 256 Seiten, kart. ISBN 3-459-01775-9 (Originalausgabe)
- 46 Helmut Gollwitzer, ...daß Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Aufsätze zur politischen Ethik Bd. 2, hg. von Andreas Pangritz, Ausgewählte Werke Bd. 5, 400 Seiten, kart. ISBN 3-459-01776-7 (Originalausgabe)
- 47 Helmut Gollwitzer, Umkehr und Revolution. Aufsätze zu christlichem Glauben und Marxismus Bd. 1, hg. von Christian Keller, Ausgewählte Werke Bd. 6, 288 Seiten, kart. ISBN 3-459-01777-5 (Originalausgabe)
- 48 Helmut Gollwitzer, Umkehr und Revolution. Aufsätze zu christlichem Glauben und Marxismus Bd. 2, hg. von Christian Keller, Ausgewählte Werke Bd. 7, 288 Seiten, kart. ISBN 3-459-01778-3 (Originalausgabe)
- 49 Helmut Gollwitzer, Auch das Denken darf dienen. Aufsätze zu Theologie und Geistesgeschichte Bd. 1, hg. von Friedrich-Wilhelm Marquardt, Ausgewählte Werke Bd. 8, 432 Seiten, kart. ISBN 3-459-01779-1 (Originalausgabe)
- 50 Helmut Gollwitzer, Auch das Denken darf dienen. Aufsätze zu Theologie und Geistesgeschichte Bd. 2, hg. von Friedrich-Wilhelm Marquardt, Ausgewählte Werke Bd. 9, 288 Seiten, kart. ISBN 3-459-01780-5 (Originalausgabe)
- 51 Bibliographie Helmut Gollwitzer, hg. von Christa Haehn, mit einem Essay „Helmut Gollwitzer. Weg und Werk“ von Friedrich-Wilhelm Marquardt, Ausgewählte Werke Bd. 10, 176 Seiten, kart. ISBN 3-459-01781-3 (Originalausgabe)
- 52 James W. Fowler, Glaubensentwicklung. Perspektiven für Seelsorge und kirchliche Bildungsarbeit, eingeführt und herausgegeben von Friedrich Schweitzer. Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Sieglinde Denzel und Susanne Naumann, 179 Seiten, kart. ISBN 3-459-01797-X (Originalausgabe)
- 53 Die heilsame Reise. Kurze Geschichten zum Nachdenken, hg. von Ulrich Kabitz mit Lore Graf, Martin Lienhard und Reinhard Pertsch. 170 Seiten, kart. ISBN 3-459-01798-8 (Originalausgabe)
- 54 Gert Otto, Sprache als Hoffnung. Über den Zusammenhang von Sprache und Leben, 110 Seiten, kart. ISBN 3-459-01799-6 (Originalausgabe)
- 55 Alfred Walter, AIDS als Versuchung. Christliche Existenz und schwere Krankheit, 185 Seiten, kart. ISBN 3-459-01800-3 (Originalausgabe)

KAISER TASCHENBÜCHER

- 56 Gustav W. Heinemann, Unser Grundgesetz ist ein großes Angebot. Rechtspolitische Schriften, hg. von Jürgen Schmude, 267 Seiten, kart. ISBN 3-459-01801-1 (Originalausgabe)
- 57 Frieden und Gerechtigkeit. Auf dem Weg zu einer ökumenischen Friedensethik, hg. von Götz Planer-Friedrich, 234 Seiten, kart. ISBN 3-459-01802-X (Originalausgabe)
- 58 Hans Frör, Spielend bei der Sache. Spiele für Gruppen, 104 Seiten, kart. ISBN 3-459-01803-8
- 59 Arnold Gilg, Weg und Bedeutung der altkirchlichen Christologie, 108 Seiten, kart. ISBN 3-459-01804-6
- 60 Yorick Spiegel, Der Prozeß des Trauerns. Analyse und Beratung, 324 Seiten, kart. ISBN 3-459-01805-4
- 61 Jürgen Moltmann, Kirche in der Kraft des Geistes. Ein Beitrag zur messianischen Ekklesiologie, 407 Seiten, kart. ISBN 3-459-01806-2
- 62 Ulrich Duchrow, Gert Eisenbürger, Joachim Hippler (Hg.), Totaler Krieg gegen die Armen. Geheime Strategiepapiere der amerikanischen Militärs, 256 Seiten, kart. ISBN 3-459-01817-8
- 63 Konrad Raiser, Ökumene im Übergang. Paradigmenwechsel in der ökumenischen Bewegung, 205 Seiten, kart. ISBN 3-459-01818-6
- 64 Friedrich Wilhelm Marquardt, Aber Zion nenne ich Mutter... Evangelische Israel-Predigten mit jüdischen Antworten. Herausgegeben von Joachim Hoppe, 171 Seiten, kart. ISBN 3-459-01819-4
- 65 Jens Müller-Kent, Vermächtnis für die Zukunft. Gespräche mit Helmut Gollwitzer und Kurt Scharf, 178 Seiten, kart. ISBN 3-459-01827-5
- 66 Ursula Baltz-Otto, Poesie wie Brot, Religion und Literatur: Gegenseitige Herausforderung, 176 Seiten, kart. ISBN 3-459-01828-3
- 67 Albert H. Friedlander, Ein Streifen Gold. Auf Wegen zur Versöhnung, 175 Seiten, kart. ISBN 3-459-01829-1
- 68 Erwin Ringel, Selbstmord. Appell an die anderen, 100 Seiten, kart. ISBN 3-459-01831-3
- 69 Eberhard Bethge, Dietrich Bonhoeffer. Eine Biographie, 1129 Seiten, kart. ISBN 3-459-01830-5
- 70 Albrecht Grözinger, Erzählen und Handeln. Studien zu einer trinitarischen Grundlegung der Praktischen Theologie, 130 Seiten, kart. ISBN 3-459-01832-1 (Originalausgabe)
- 71 Das Volk will Ochs und Esel. Ein anderes Weihnachtsbuch. Herausgegeben von Ursula Baltz-Otto, 190 Seiten, kart. ISBN 3-459-01833-X (Originalausgabe)
- 72 Kirchentag '89. Berichte und Materialien aus Berlin. Deutscher Evang. Kirchentag 1989. Herausgegeben im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages von Rüdiger Runge, 256 Seiten mit 16 Seiten Abbildungen, kart. ISBN 3-459-01835-6 (Originalausgabe)

KAISER TASCHENBÜCHER

- 73 Hans Frör, *Wie eine wilde Blume. Biblische Liebesgeschichten*, 110 Seiten, kart. ISBN 3-459-01844-5 (Originalausgabe)
- 74 Jürgen Moltmann (Hg.), *Religion der Freiheit. Protestantismus in der Moderne*, 110 Seiten, kart. ISBN 3-459-01845-3 (Originalausgabe)
- 75 Ulrich H.J. Körtner, *Theologie in dürftiger Zeit. Ein Essay*, 110 Seiten, kart. ISBN 3-459-01846-1 (Originalausgabe)
- 76 *Keine Zeit für Kinder? Fragen, Einsprüche, Ermunterungen.* Herausgegeben im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages von Konrad von Bonin, ca. 160 Seiten, kart. ISBN 3-459-01847-X (Originalausgabe)
- 77 Bob Goudzwaard/Harry M. de Lange, *Weder Armut noch Überfluß. Plädoyer für eine neue Ökonomie.* Übersetzt aus dem Holländischen von Paulander Hausmann und Ernst-Albert Scharffenorth. Eingeleitet und für den bundesdeutschen Kontext bearbeitet von Hans Diefenbacher, 130 Seiten, kart. ISBN 3-459-01848-8 (Originalausgabe)
- 78 Friedrich Siegmund-Schultze, *Friedenskirche, Kaffeeklappe und die ökumenische Vision. Texte 1910–1969.* Herausgegeben von Wolfgang Grünberg in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hesse, Hans Gressel, Klaus Rehbein, Torsten Schweda und Wolfram Weiße. Mit einem Geleitwort von Wolfgang Huber, 440 Seiten, kart. ISBN 3-459-01849-6 (Originalausgabe)
- 79 Bengt Häggglund, *Geschichte der Theologie. Ein Abriß*, 355 Seiten, kart. ISBN 3-459-01850-X
- 80 Walter Kreck, *Grundfragen christlicher Ethik*, 386 Seiten, kart. ISBN 3-459-01851-8
- 81 Jacqui Lee Schiff/Beth Day, *Alle meine Kinder. Heilung der Schizophrenie durch Wiederholen der Kindheit*, 193 Seiten, kart. ISBN 3-459-01852-6
- 82 Kurt Lückel, *Begegnung mit Sterbenden*, 240 Seiten, kart. ISBN 3-459-01853-4
- 83 Jophannes Sløk, *Christentum mit Leidenschaft. Ein Weg-Weiser zur Gedankenwelt Søren Kierkegaards.* Übersetzt aus dem Dänischen von Ulrich Panzer, 171 Seiten, kart. ISBN 3-459-01854-2 (Originalausgabe)
- 84 Albert H. Friedlander, *Leo Baeck. Leben und Lehre.* Mit einem Nachwort in der Taschenbuchauflage von Albert H. Friedlander und Bertold Klappert, ca. 300 Seiten, kart. ISBN 3-459-01855-0
- 86 Erhard Eppler, *Reden auf die Republik. Deutschlandpolitische Texte 1952–1990.* Mit einem einleitenden Beitrag von Joachim Garstecki. Herausgegeben von Wolfgang Brinkel, 176 Seiten, kart. ISBN 3-459-01857-7 (Originalausgabe)

Die „Frauen-Erfahrungen“, von denen in diesem Buch berichtet wird, sind ganz unterschiedlicher Art. Direkt und indirekt stehen sie alle im Zusammenhang mit dem Kirchentag. Nicht zuletzt durch die Kirchentage in den vergangenen zehn Jahren haben Frauen gelernt, öffentlich ihre Wünsche anzumelden, sich der Kritik zu stellen und Anregungen von außen aufzunehmen. Die einzelnen Beiträge, die den drei Bereichen Gesellschaft, Kirche, Ökumene zugeordnet sind, geben Erfahrungen weiter und regen zum Nachdenken an.



ISBN 3-459-01875-5
(Originalausgabe)

Kaiser Taschenbücher